

*Jón Svensson*

# SONNENTAGE

*Nonnis Jugenderlebnisse  
auf Island*

46. Auflage

100.—105. Tausend

VERLAG HERDER FREIBURG

Umschlagzeichnung und Einbandvignette  
von J. M. Goll, Bodmann

Illustrationen von Karl Horn, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten

Druckerei von Herder & Co. GmbH., Freiburg im Breisgau 1952

## V O R W O R T

Ich nenne dieses Buch „Sonnentage“, weil es Erzählungen und Erlebnisse aus meiner auf der fernen Insel Island verlebten sonnig-heiteren Jugendzeit enthält. Der es liest, gewinnt damit zugleich einen Einblick in das tägliche Leben auf meiner Heimatinsel.

Vier von den Erzählungen sind schon früher in Dänemark im Druck erschienen und mit Erlaubnis des Verfassers von Herrn Joh. Mayrhofer ins Deutsche übersetzt worden. Es sind dies: „Wie Júlli und Dúfa lebendig begraben wurden“, „Klein Kjartans Gesicht“, „Die Vala kommt“ und „Die Geschichte von der gefahrvollen Nachtwache“. —

Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß meine zahlreichen kleinen Freunde und Freundinnen unter der mir so lieb gewordenen Jugend ebensoviel Freude und heitern Sonnenschein aus meinen „Sonnentagen“ schöpfen mögen, wie sie es aus „Nonni“ und meinen andern Erzählungen getan haben.

*Jón Svensson*

## I N H A L T

Wie Júlli und Dúfa lebendig begraben wurden . . .	1
1. In Ferien . . . . .	1
2. Júlli und Dúfa . . . . .	7
3. Der Schneeorkan . . . . .	19
4. Der Rettungszug . . . . .	25
5. Zwei vermißt . . . . .	30
6. Wiedergefunden . . . . .	37
Klein Kjartans Gesicht . . . . .	46
Das Lämmchen . . . . .	70
Die Vala . . . . .	79
1. Die Vala kommt . . . . .	79
2. Die Vala erzählt die Geschichte von der gefährvollen Nachtwache . . . . .	86
Nonni und Manni auf den Bergen . . . . .	104
1. Der Mann vom Berge . . . . .	104
2. Der Berg winkt und lockt . . . . .	121
3. Der Aufstieg . . . . .	128
4. Die Schafe in der Felsenhöhle . . . . .	135
5. Das liegende Pferd . . . . .	143
6. Ein unheimlicher Ritt . . . . .	150
7. Der wilde Stier . . . . .	160
8. In der Höhle des Geächteten . . . . .	171
Nonni im Schneesturm . . . . .	195

# Wie Julli und Dúfa lebendig begraben wurden

---

## 1. In Ferien

Die Begebenheit, die ich hier erzählen will, gehört zu den erschütterndsten Erlebnissen aus meinen Knabenjahren; sie hat einen so starken Eindruck in meiner Erinnerung zurückgelassen, daß ich sie mein Leben lang nicht vergessen werde.

Es war gegen Ende Februar auf einem der größeren Höfe von Nord-Island.

Ich hielt mich da bloß vorübergehend auf, um Ferien zu machen.

Das Leben auf diesem Bauernhof war überaus angenehm und schön. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich in einem kleinen irdischen Paradies zu leben meinte.

Der Hof war reich. So etwas wie ein Edelhof, ein wirklicher Herrnsitz.

Er hatte zahlreiche Bewohner: mehrere Familien, viele Mägde und Knechte, viele frische, fröhliche Kinder; er hatte viele Pferde, viele Kühe, viele Hunde und viele, viele Schafe.

Ja, es war reges Leben und fröhliches Treiben auf dem Hofe.

Die Leute waren durchaus nicht bäuerisch schwerfällig. Sie waren verständig, höflich und geweckt.

Namentlich hatten sie Sinn für schöne Dichtung.

Oft an den langen Winterabenden wurden Sagas vorgelesen und noch lieber lange Skaldenlieder gesungen. Oft

auch erzählten die, welche besonderes Geschick dazu hatten, lange spannende Geschichten.

Diese Sagas, Lieder und Geschichten, machen auf den isländischen Höfen zumeist die Abendunterhaltung aus, und all das gibt dem Volke eine gewisse geistige und auch äußere Bildung, wie man sie in andern Ländern bei Leuten dieses Standes nicht leicht in so hohem Grade findet.

Die Familie, bei der ich mich aufhielt, war gut befreundet mit meinen Eltern, und ich hatte es dort sozusagen wie der Dotter im Ei.

Zudem hatte ich die heiterste und fröhlichste Kindergesellschaft, die ich mir nur denken konnte, und das war etwas, woran mir viel lag und was ich sehr hoch schätzte.

Ich war nämlich damals erst neun Jahre alt.

Wir Kinder tummelten uns die meiste Zeit draußen im Freien.

Doch mußten wir jeden Tag auch zur Schule gehen und lernen.

In diese Schule hatten wir aber nicht weit; sie war im Hause selbst, und unser Lehrer war — die Frau des Hauses!

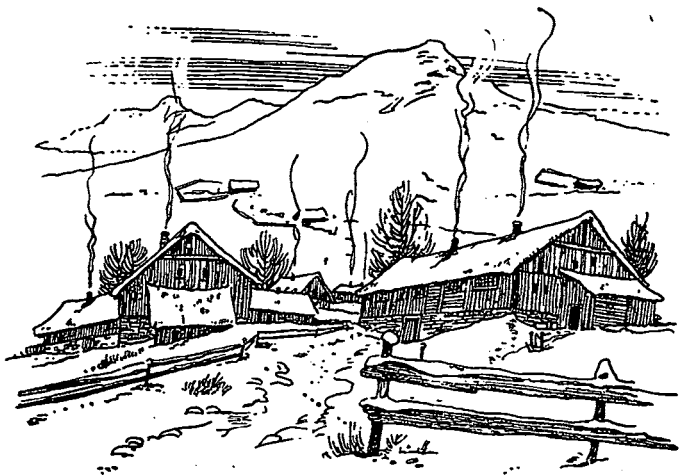
Sie unterrichtete uns nicht bloß im Lesen und Schreiben, sondern auch in Geographie, Geschichte und im Katechismus.

Die Geschichte des Altertums trug sie uns so lebendig und so schön vor, daß ich sie seither nicht vergessen habe.

Sie erzählte uns von den Taten Alexanders des Großen, von seinen Kriegen und seinem Zuge nach Indien. Als wir hörten, wie er seinen guten Freund Klitus tötete, da brachen wir in Tränen aus.

Die Geschichten von Horatius Cocles, Mucius Scävola, Pompejus und Cäsar kannten wir bald gründlich.

Von Pompejus nahm es mich besonders wunder, wie er



sagen konnte: wenn er auf den Boden stampfe, könne er so viele Legionen herausbekommen, wie er wolle.

Später hörte ich, daß dies dem großen Manne doch nicht gelang, und gerade da nicht, als er es am meisten nötig hatte.

Außer bei der Hausmutter gingen wir noch ein wenig in die Schule bei einem ehrwürdigen Greis auf dem Hofe. Bei ihm lernten wir Rechnen und etwas Dänisch, ja sogar ein bißchen Deutsch.

Von den dänischen Büchern, die wir lasen, weiß ich noch zwei: es waren der „Kinderfreund“ und ein anderes altes Buch mit den Fabeln Äsops und einigen erbaulichen Erzählungen.

Die deutsche Sprache kam uns sehr schwer vor. Wir hatten sie aber trotzdem doch ganz gern.

Ein aneiferndes Beispiel gaben uns mehrere Knechte

und Mägde des Hofes, die freiwillig an dem Sprachunterricht des alten, guten Lehrers teilnahmen.

Besonders glänzende Fortschritte haben wir allerdings in keiner der beiden Sprachen gemacht.

Einzelne deutsche Wörter und Ausdrücke lernten und merkten wir uns aber doch.

So erinnere ich mich noch, welches Vergnügen wir hatten, als wir erfuhren, eine kleine Säge werde von den Deutschen „Fuchsschwanz“ genannt.

Es muß doch etwas Gemütliches an den Deutschen sein! dachten wir. Einen Menschen aber von diesem großen fernen Lande hatten wir noch nie gesehen.

Merkwürdig leicht behielten wir Schlingel einen andern, etwas weniger feinen deutschen Ausdruck, und wir wandten ihn auch manches Mal gegenseitig auf uns an.

In unserer Muttersprache hätten wir uns nicht getraut, ihn zu gebrauchen.

Es war der ganz kurze, gewiß nicht schöne Reim:

„Halt 's Maul,  
Du bist faul!“

Aber das gefiel uns.

Wollten wir einen von unsern erwachsenen Mitschülern necken, so geschah es mit diesem fremden Sprüchlein.

Und wenn uns darauf andere, weniger „gelehrte“ fragten, was das wäre, wovon wir da redeten, dann sagten wir nur, wir übten uns im Deutschreden.

Aber jetzt ist es an der Zeit, daß ich dem Leser meine kleinen Spiel- und Schulkameraden vorstelle.

Es waren vier nette, lustige Buben und ebensoviele muntere, lebhafte Mädchen.

Die Familie hatte nämlich im ganzen acht Kinder.



Die Buben hießen Waldi, Bjössi, Stebbi und Óli.

Das waren aber ihre Kosenamen. Wenn sie älter wurden, hießen sie Waldimar, Björn, Steffán und Ólafur.

Die Kindernamen der Mädchen waren: Imba, Simba, Gunna und Sigga. Erwachsen hätten sie Ingibjörg, Sigurbjörg, Gudrún und Sigridur geheißen.

Es waren alles sehr artige, liebe Kinder, rotbackig und blühend von Gesundheit.

Oft kamen auch die Kinder der Dienstbotenfamilien, die auf dem Hofe wohnten, zu uns.

Doch wir neun bildeten gewissermaßen einen geschlossenen Kreis, den wir mit einem Ausdruck aus den alten isländischen Sagas Fóstbrædalag nannten.

Auf Deutsch würde das so etwas wie „Blutsbruderschaft“ oder „Kampfgenossenschaft“ heißen.

Gewiß, die andern Kinder waren alle auch unsere lieben, guten Freunde und Freundinnen. Aber ganz gleich und ebenbürtig waren sie uns doch nicht, es fehlte ihnen etwas dazu: sie waren, kurz gesagt, nicht in unser Fóstbrædalag aufgenommen. —

Unser Tun und Treiben auf dem abgelegenen Hofe war wie von selbst bestimmt.

Es war ja mitten im Winter.

Mehrere Wochen hatten wir nicht einen einzigen warmen Tag gehabt, nur Schnee und ununterbrochenes Fröstwetter.

Wir Kinder freuten uns über dieses Wetter; denn mit Ausnahme der kleinsten Mädchen konnten wir fast den ganzen Tag Schlitten fahren, Ski oder Schlittschuh laufen.

Der Kälte wurde da nicht mehr geachtet, wir waren schon ganz abgehärtet.

Am Abend gingen wir oftmals mit dem Melkmädchen in das Fjós (den Kuhstall), schauten dem Vieh beim Fressen zu, streichelten die großen, gutmütigen Kühe oder zählten

sie der Reihe nach ab, und wenn die Mädchen fertig waren, dann gab es frisch gemolkene Milch zu trinken.

Oder wir schlossen uns einem der Schafhirten an und zogen mit zu dem oder jenem der gewaltigen Schafställe, die zehn bis fünfzehn Minuten vom Hofe entfernt lagen und von denen jeder über hundert Schafe fassen konnte.

Dort durften wir dann umherlaufen und Versteck spielen zwischen den frommen, blökenden Schafen — für uns Kinder ein prächtiges Vergnügen!

Aber das war nicht das einzige, was wir in den Schafställen trieben.

Oft sprangen wir auch hinauf in die vierzig Ellen lange Krippe, die mitten durch den ganzen Stall ging, und überblickten von da aus die langen Reihen sanfter Lämmer, die uns — mehr als hundert Paar leuchtende Lämmeraugen! — ebenfalls neugierig betrachteten.

Dann wieder verschwanden wir mit einem Mal in der Heuscheune, die immer mit der Krippe in Verbindung steht.

In der dunklen Scheune vergruben wir uns in dem würzig duftenden Heu oder sprangen darauf herum und warfen mutwillig einander nieder, bis schließlich der Hirt kam und uns hinausrief.

Denn nun sollten die Schafe gefüttert werden!

Das war auch immer ein köstliches Vergnügen für uns.

Flugs waren wir wieder draußen und liefen durch die Krippe ihrer ganzen Länge nach.

Die hundert Schafe standen bereits, in zwei langen Reihen aufgestellt, zu beiden Seiten der Krippe, streckten Kopf neben Kopf vor und schnupperten an uns und schnappten sogar nach unsern Kleidern: denn jetzt dufteten wir ja nach dem leckern Heu, und deshalb kamen wir den Schafen so appetitlich vor.

Ja wir mußten geradezu aufpassen, daß wir nicht von ihnen angeknappert wurden. Einige faßten uns nämlich nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit den Zähnen.

Nach der Fütterung ging es dann in der finstern Nacht unter Anführung des Hirten wieder heim.

Er hielt eine Laterne in der Hand, und wir scharten uns um ihn.

Bisweilen brauchte er aber keine Laterne, denn das Nordlicht leuchtete am Himmel mit einem solchen Glanz, daß es fast geradeso hell wurde wie am lichten Tag.

Auf dem Hofe angelangt, liefen wir immer gleich in die große Stube, wo die Leute beisammensaßen und jemand eine Saga vorlas oder ein Skaldenlied sang.

Leider aber wurden wir oft zu Bett kommandiert, bevor der Sagamann oder der singende Skalde fertig war, und das war dann ein schweres Opfer für uns.

## 2. *Júlli und Dúfa*

Unter den fünf Schafställen, die zum Hof gehörten, war einer mit dem merkwürdigen Namen Spanski Kofinn, die „Spanische Hütte“. Darin war einstmals eine Anzahl Schafe untergebracht, die aus dem fernen Spanien nach Island eingeführt worden waren.

Gerade der war unser liebster Aufenthalt.

In der Spanischen Hütte war nämlich ein ganz junges, schneeweißes, überaus niedliches Schäfchen, das wir Dúfa (Taube) nannten.

Dúfa kannte uns, und wir kannten Dúfa.

Zeigten wir uns in der Tür der Spanischen Hütte, so bahnte Dúfa sich gleich einen Weg durch all die andern Schafe und gab nicht nach, bis sie bei uns war.

Sie legte dann gern ihr kleines weißes Köpfchen unter unsere Arme und Jacken und folgte uns überall, wohin wir gingen.

Wir brachten ihr aber auch, sooft wir in der Heuscheune waren, eine Handvoll von dem duftigen Heu mit.

Oft steckten wir einen Teil des Heues in unsere Taschen, und Dúfa mußte dann danach suchen.

Gefunden hat sie es immer, und wir hatten einen riesigen Spaß, wenn sie uns aus der Tasche fraß.

Unsere Freundschaft mit Dúfa wurde jeden Tag inniger.

Waren wir eine Zeitlang nicht in der Spanischen Hütte gewesen und sahen hernach unsern Liebling wieder, dann hätten wir vor Freude fast weinen mögen, und auch an Dúfa selbst konnten wir merken, wie sehr sie nach uns verlangte.

Eines Tages nun wurden auf dem Hof ein paar Schafe geschlachtet.

Da kam uns Kindern ein schrecklicher Gedanke: Wie — wenn man auch unsere Dúfa einmal schlachten sollte!

Nein, das durfte nie und nimmer geschehen! Der Gedanke war uns unerträglich.

Schnell liefen wir zum Hausherrn und baten ihn inständig, er solle doch niemals unsere liebe kleine Dúfa schlachten lassen. Und wir ließen nicht eher mit Bitten nach, als bis er uns das Versprechen gab.

Wir waren glücklich! Dúfa sollte immer leben dürfen! —

Was uns außer Dúfa an die Spanische Hütte fesselte, war der Hirte gerade dieses Stalles.

Er war eigentlich nur ein großer Knabe, kaum 16 Jahre alt, und hieß Júlli (Julius).

Er stammte aus guter Familie, und wir hatten ihn ungemain gern. Er war so gut und zugleich so fröhlich und frisch.



Er war groß und stark, hatte ein feines Gesicht, blondes Haar und klare, blaue Augen.

Alle auf dem Hof hatten ihn gern. Er war immer so freundlich, arbeitsam und opferwillig und half jedem, wo er nur konnte.

Auch ein guter Skalde war er.

Er konnte aus dem Stegreif die schönsten Verse dichten, worüber es auch sein sollte. Sie waren immer treffend, und die Form war so natürlich und klar, daß man sie nur einmal zu hören brauchte, um sie nicht mehr zu vergessen.

Stets hatte er ein großes Notizbuch bei sich in der Tasche. Darenin schrieb er besonders schöne Verse, die ihm gelegentlich einfielen.

Das konnte zu jeder beliebigen Zeit sein. So erinnere ich mich noch, wie er einmal in der Spanischen Hütte plötzlich sein Buch hervorholte, einige Zeilen niederschrieb, sie ein paarmal ganz glücklich lächelnd durchlas, das Buch wieder rasch in die Tasche steckte und die Arbeit fortsetzte, als ob nichts geschehen wäre.

Niemals aber versäumte er wegen dieser dichterischen Einfälle seine Arbeit, obschon er oft gleichsam in Gedanken ging.

Übrigens machten es die meisten Hirten und Arbeiter des Hofes ebenso wie Júlli. Auch sie dichteten und hatten ihre Notizbücher bei sich, um darin ihre Verse aufzuzeichnen, eine Sitte, die auf Island unter hoch und nieder ziemlich weit verbreitet ist. So wie Júlli aber konnten es die andern nicht.

Saßen die Männer an den langen Winterabenden in der großen Stube beisammen, dann sprachen sie oft von ihren Gedichten und lasen einander bisweilen auch vor, was sie in der letzten Zeit verfaßt hatten.

Júlli war immer sehr bescheiden, wenn man ihn bat, seine Verse vorzutragen, und doch wurden gewöhnlich die seinigen am meisten gelobt.

Neidisch wurde aber deswegen keiner auf ihn.

Das war auch ganz natürlich so, denn er hatte etwas außerordentlich Reines und Hohes an sich, das ihm unwillkürlich die Herzen gewann.

Ja, Júlli war der Liebling aller, aber ganz besonders der unsere. Deshalb gingen wir, wie gesagt, fast immer mit ihm zur Spanischen Hütte.

Der Hausherr war damit wohl zufrieden, denn er wußte, wir befanden uns in guter Gesellschaft, wenn wir bei ihm waren.

Júlli erzählte auch oft schöne Geschichten, und das gefiel uns sehr.

Etwas aber prägte er uns beständig ein, nämlich daß wir uns lieber ein kurzes Leben mit Ehre wünschen sollten als ein langes Leben mit Schande.

Das sagte er so oft zu uns, daß wir es zuletzt alle auswendig konnten, ohne jedoch recht zu verstehen, was er damit meinte.

Immer wenn er so ernst zu uns redete, schauten wir mit einer wahren Ehrfurcht zu ihm auf, und so jung ich damals noch war, begriff ich doch seine reine, edle Gesinnung.

Ich muß da kurz etwas erzählen, was sich den Sommer vorher zugetragen hatte, und ich gedenke dabei noch heute dankbar unseres gutherzigen Júlli.

Wir Kinder hatten einmal mit riesiger Mühe und Ausdauer einen kleinen Bergbach von seinem gewohnten Laufe abgedämmt und das Wasser zu einer Senkung im Erdboden geleitet.

Der Einfall war uns gekommen, als uns die Hausmutter, unsere Lehrerin, erzählte, wie König Cyrus Babylon einnahm.

Das machte er bekanntlich folgendermaßen: Er leitete die Gewässer des Euphrat, der mitten durch die Stadt floß, von ihrem Laufe ab, und sein Heer konnte auf dem trockenen Bett des Flusses nachts in die Stadt eindringen.

Etwas ähnliches wollten wir auch tun.

Der Bach füllte die Vertiefung, und wir hatten uns so einen kleinen Teich, ein Schwimmbassin geschaffen.

An einem warmen Tage nun fiel es uns ein, in dem Wasser zu baden.

Wie wir gerade von der Sache sprachen, kam Júlli zu uns.

Da er hörte, worum sich das Gespräch drehte, riet er uns, das Baden sein zu lassen. Wir könnten uns leicht

erkälten, sagte er. Auch war das Wasser stellenweis so tief, daß man keinen Grund finden konnte.

Und dann, meinte er, würden die Eltern nicht damit einverstanden sein.

Diesmal folgten wir Knaben seinem Rate nicht, und es wurde wirklich in dem kalten, tiefen Wasser gebadet.

Ganz blau vor Kälte stiegen wir bald wieder heraus.

Während wir uns ankleideten, kam ein kleiner Knabe vom Hofe her zu uns gelaufen.

Er brachte uns die Meldung, daß man uns gesehen habe, und der Hausherr habe gesagt, wir sollten gleich alle heimkommen auf sein Zimmer.





Uns wurde angst und bang; denn was jetzt folgen würde, das konnten wir uns denken: nichts anderes als die für alle Kinder so fürchterliche Rute! — Ja, es war gewiß die Rute, die uns daheim erwartete!

O hätten wir doch nicht gebadet! Hätten wir doch Júllis guten Rat befolgt und wären wir nicht in das kalte Wasser gegangen!

So machten wir uns jetzt Vorwürfe.

Mit Tränen in den Augen zogen wir uns vollends an und wollten dann heimgehen.

Da kam wie ein rettender Engel Júlli wieder zu uns.

Unvergeßlich ist mir sein Benehmen bei dieser Gelegenheit geblieben.

Er schalt nicht mit uns, sondern warf uns stillschweigend einen ernsten, aber zugleich so innig teilnehmenden Blick zu, daß es uns sofort klar wurde, er wolle uns vor der gefürchteten Strafe retten.

Darauf sagte er bloß:

„Kinder, ich werde mit euch gehen!“

Nun trottete die ganze kleine Truppe dem Hofe zu, die Kleinsten ihre Augen mit den Knöcheln der Hände reibend, wie weinende Kinder zu tun pflegen.

Langsam gingen wir hinein ins Haus durch die langen, winkligen Gänge.

Dann mußten wir durch die große Stube, wo die Leute beisammen saßen.

Wir schämten uns unsäglich. Alle schauten stumm und ernst auf uns.

Endlich kamen wir zum Zimmer des Hausherrn.

Júlli klopfte.

„Herein!“ rief es von innen.

Júlli öffnete die Tür und schob uns sachte hinein, während er mit der linken Hand den Türgriff festhielt.

Er ging zuletzt hinein und schloß die Tür.

Der Hausvater, der an seinem Tische saß, drehte sich jetzt zu uns und sah einen Augenblick auf die vielen Sünder, die vor Angst zitterten.

Dann begann er ernsthaft, aber ruhig:

„Wer hat euch die Erlaubnis gegeben, da oben am Bache zu baden?“

„Niemand“, antwortete in weinerlichem Tone die kleine Heldenschar, die eben noch so mutig in dem kalten Wasser geplätschert hatte.

„So — und wer war der erste und hat die andern dazu verleitet?“ lautete die weitere Frage.

„Das — das — war ich —“, schluchzten zwei oder drei von den Älteren unter uns.

Kaum aber hatten sie dies ehrliche Bekenntnis abgelegt, da trat auch schon Júlli einen Schritt vor und sagte:

„Der eigentlich Schuldige bin ich. Ich war nämlich mit den Kindern zusammen und hätte sie am Baden hindern sollen, habe es aber leider nicht getan.“

Das sagte er sehr bestimmt, aber zugleich äußerst bescheiden und mit gesenktem Blick. Drauf schwieg er und blieb ruhig stehen.

Der Hausvater saß nun einige Zeit da und sah sinnend vor sich hin, als ob er nicht recht wüßte, was er tun sollte.

Wir Kinder fingen laut zu weinen an, diesmal weniger aus Furcht vor der Rute, als weil wir uns schämten, daß ein Unschuldiger so edelmütig die ganze Verantwortung auf sich nehmen wollte.

Endlich nahm der kleine Waldi, gewiß der ritterlichste von uns allen, das Wort und stammelte weinend vor sich hin:

„Nein, Vater, Júlli ist nicht schuldig. Er hat uns sogar davon abgeraten, ins Wasser zu gehen.“

„Ja“, fiel Júlli ein und legte sanft die Hand auf Waldis Schulter, „ich sagte aber, ich hätte es verhindern sollen, und deshalb bin ich ebenso schuldig wie ihr.“

Jetzt machte der Hausvater der Verhandlung ein Ende.

„Gut, Kinder!“ sagte er, „diesmal will ich es euch noch ungestraft hingehen lassen, in Zukunft aber gibt's das nicht mehr! — Und immer vorher fragen, verstanden!“

Die letzten Worte betonte er ganz besonders.

Wir trockneten unsere Tränen, verließen das Zimmer, sprachen Júlli unsern innigsten Dank für seine Güte aus, und in unglaublich kurzer Zeit kehrten Freude und Sonnenschein wieder in unsere jungen Kinderherzen zurück.

\*

Eines Abends waren wir wieder draußen in der Spanischen Hütte.

Wir spielten eben Versteck zwischen den Schafen und waren über die Maßen lustig und vergnügt.

Da mitten in unserem größten Eifer ruft Júlli durch den Stall:

„Horcht, Kinder! seid einmal still!“

Wir schauten auf und spitzten die Ohren.

Auch die Schafe hörten auf zu blöken, standen still und blickten neugierig um sich.

Was mochte das sein? . . .

Ein gewaltiger Wind heulte um den Stall und rüttelte und zerrte an den Wänden, daß sie ächzten und wankten.

„Es ist Hlákka (Tauwetter)“, sagte Júlli; „morgen werden alle Schafe ausgetrieben.“

„Ha! morgen werden die Schafe ausgetrieben!“ wiederholten wir alle zusammen und liefen zu Júlli hin und hüpfen vor Freude um ihn herum.

„Da dürfen wir aber auch mit, Júlli, nicht wahr?“

„Gewiß, ihr dürft auch mit; aber ihr müßt eure Lederstrümpfe anziehen, denn sonst bekommt ihr nasse Füße, und das will die Mutter nicht haben. Bis morgen gibt es viel Schneewasser.“

„In den meinigen sind aber Löcher!“ sagte der kleine Stebbi betrübt.

„Oh, das macht nichts, Stebbi“, tröstete ihn Júlli; „Gunna flickt dir deine Strümpfe heute abend noch, und dann kannst du auch mit.“

„Ja, ja, Stebbi“, erklärte die gute Gunna sich bereit, „ich flicke dir die Strümpfe gleich, wenn wir heimkommen.“

Stebbi ward ganz glücklich, man sah es ihm an. Er nahm Gunna bei der Hand und konnte es nun gar nicht mehr erwarten, bis wir heimgingen. —

Draußen raste noch immer der Wind, und es war schon ganz Nacht geworden.

Júlli holte die Laterne, wir machten uns auf den Weg.

Bei dem heftigen Wind ging aber bald das Licht aus. Júlli mußte den Jüngsten von uns auf die Schultern nehmen und ihn auf dem ganzen Heimweg tragen.

Mit Mühe erreichten wir den Hof.

Dann aber wurden schnell die Lederstrümpfe nachgesehen, geflickt und bei unsern Betten zurecht gelegt.

Nach einem kurzen Nachtgebet gingen wir schlafen.

Als wir des Morgens erwachten, hatte der warme Südwind Schnee und Eis von den Bergen, Hügeln und Klüften fortgeleckt; die Schafherden konnten hinausgetrieben werden.

Auf Island geschieht das allenthalben. Sobald der Schnee durch plötzliches Tauwetter schwindet, zieht von jedem Hof der Hirt mit seiner Herde auf die Weide, ob sie auch mager ist in solcher Jahreszeit. Der Bauer wartet sehnsüchtig darauf, denn bei 500—600 Schafen schmilzt der

Heuvorrat während der langen Dauer des Frostes gar schnell zusammen.

Für die Kinder aber ist es eine helle Freude, wenn es mit den Schafen das erste Mal wieder hinaufgeht auf die Berge.

Rascher als sonst tranken wir an jenem Morgen unsern Kaffee, den man in Island sozusagen als Vorfrühstück ans Bett bekommt, und dann standen wir eiligst auf.

Zum Ankleiden war alles hergerichtet, was wir brauchten.

Über die Wollstrümpfe zogen wir ein Paar andere von Schaffell. Die reichten ganz hinauf bis zu den Knien und wurden um die Waden geschnürt.

Statt der schweren Schafstiefel, in denen man nicht so gut springen kann, nahmen wir die leichten Schaflederschuhe und banden sie fest zu, damit das Wasser nicht durchdringe.

So waren wir gegen die Nässe geschützt und konnten laufen und springen, als hätten wir nichts an den Füßen gehabt.

Nachdem wir dann gefrühstückt, gingen wir hinaus und begleiteten die Hirten, welche bald die Schafe aus den warmen Ställen hinauszutreiben begannen.

All die verschiedenen Herden wurden zu einer einzigen großen vereinigt und den Berg hinangetrieben, eine kleine halbe Stunde vom Hofe entfernt.

Dort waren die Halden ganz frei von Schnee, und das kurze, grüne Gras sah recht saftig aus und appetitlich für die Tiere.

Wir gingen natürlich mit unsern Lieblingsschafen von der Spanischen Hütte. Die kleine Dúfa lief gleich zu uns her und wollte nur in unserer Gesellschaft sein.

Als die einzelnen Schafherden zusammenkamen, begann

ein allgemeines Blöken, so stark, daß wir einander kaum noch sprechen hörten.

Vielen von den Tieren schien es zu gefallen, daß sie zu denen von den andern Ställen kommen und mit ihnen bekannt werden durften.

Einige jedoch zeigten sich sehr streitsüchtig und griffen ihre fremden Kameraden an.

So wurden unterwegs mehrere Zweikämpfe ausgefochten.

Die Kämpfenden stellten sich einander gegenüber ungefähr wie zwei Hähne.

Dann gingen sie ein paar Schritte zurück, senkten die Hörner<sup>1</sup> und rannten wütend aufeinander los.

Kopf stieß gegen Kopf mit solcher Wucht, daß man hätte glauben mögen, Köpfe und Hörner müßten zerbrechen.

So machten sie es drei-, viermal.

Einer dieser Kämpfe endete damit, daß der Besiegte wie tot niederfiel. Es war jedoch nur eine vorübergehende Ohnmacht. Er erhob sich bald wieder und lief münter hindrein. Als wir nachher auf dem Weideplatz anlangten, mischte er sich friedlich unter die andern.

Die Schafe wurden jetzt sich selbst überlassen.

Von Dúfa nahmen wir besonderen Abschied. Wir streichelten sie zärtlich und sprachen in kindlicher Art zu ihr, sie solle sich von den bösen Kameraden fernhalten, denn die würden ja nur raufen und sie quälen.

Dann gingen wir mit den Hirten und den vielen Schäferhunden heimwärts.

Dúfa schaute uns wie verlassen noch lange nach. — Sie hatte uns wohl lieber als die eigenen Kameraden.

Die andern Schafe grasten bereits alle in voller Gier.

---

<sup>1</sup> Fast alle isländischen Schafe, auch die Mutterschafe, haben Hörner.

Die Herde sollte nun bis zum Nachmittag draußen bleiben auf der Weide und dann wieder in die Ställe heimgeholt werden.

Allein es kam anders.

### 3. Der Schneesturm

Auf Island ändert sich das Wetter, namentlich im Winter, oft unglaublich schnell und stark.

Selten aber habe ich dort ein so erschütterndes Schauspiel der Natur erlebt wie an jenem Tage, da wir so glücklich und friedlich zum erstenmal mit der Herde ausgezogen waren.

Wir saßen nach dem Mittagessen beisammen in der Wohnstube.

Auf einmal wurde es ganz eigenartig still ums Haus. Der Wind hörte auf, und in wenigen Minuten verfinsterte sich der Himmel.

Es wurde unheimlich.

Die Leute sprangen erregt von ihren Plätzen auf, ein Knabe lief hinaus vor den Hof.

Kaum daß er fort war, kam er schon wieder hereingestürzt und schrie laut in die Stube:

„Stórhírd! Es kommt Stórhírd!“<sup>1</sup>

„Du guter Gott!“ hörte ich eine Magd rufen, „dann ist es zu spät!“...

Die Hirten und Knechte hatten inzwischen die Winterjacken angelegt und die Schneekappen über den Kopf gezogen.

Jetzt stürzten sie alle hinaus, wir Kinder natürlich hinterher.

---

<sup>1</sup> Stórhírd ist ein ungewöhnlich heftiger Schneesturm.

Einen Augenblick blieben wir stehen und sahen in die Ferne.

Schwarzgraue Wolken bedeckten den ganzen Himmel. Es war kein Zweifel mehr: ein furchtbarer Schneesturm, eine eigentliche Stórhírd war im Anzug.

Júlli betrachtete den Himmel genau. Plötzlich rief er: „Seht, wie die Wolken heranragen! Macht schnell, wir müssen fort! Die Herde muß gerettet werden! Der Schneefall kann jede Minute beginnen.“

Der Hausherr mit sorgenvoller Miene stand daneben.

„Wagt es lieber nicht“, sagte er mit beklommener Stimme; „die Gefahr ist allzu groß. Wir müssen die Schafe ihrem Schicksal überlassen.“

Júlli aber erklärte bestimmt:

„Wenn keiner mit mir geht, dann gehe ich allein.“

„Er ist feigur“<sup>1</sup>, flüsterte eine von den Mägden.

„Er weiß nicht, was er redet, er wird von seinem Schicksal getrieben“, sagten andere.

Der arme Junge! Ja, er war feigur!

Júlli besann sich nicht mehr lange. Er nahm einen langen Stab, der an dem einen Ende eine starke Eisenspitze hatte, und ohne ein Wort zu sagen, eilte er mit zwei kräftigen Hunden von dannen.

Er wandte sich aber noch einmal um und rief uns einen ganz kurzen Vers zu des Inhalts: wo viel auf dem Spiel stehe, da müsse auch viel gewagt werden.

Der gute, arme Júlli! Es sollte der letzte seiner vielen Verse sein, die er in diesem Leben gedichtet hat.

Ich sah ihm gerade ins Gesicht. Seine Wangen waren rot, seine Augen leuchteten in eigentümlichem Glanze.

---

<sup>1</sup> Feigur bedeutet, daß einer dem Tode nah ist und daß der Tod ein gewisses Zeichen auf ihn gesetzt hat, das leicht von andern gesehen werden kann.





Jetzt glaubte auch ich, daß er feigur war.

Als er seinen Spruch gesagt hatte, lief er, so schnell er konnte, fort in der Richtung nach dem Berge.

Drei Hirten und einige Hunde folgten ihm nach.

„Gott sei ihnen gnädig!“ sagten die Frauen und wischten sich mit dem Schürzenzipfel Tränen aus den Augen.

Sonst wurde kaum ein Wort gesprochen.

Schweigend ging man wieder in die Stube.

Einen von den Älteren hörte ich dort sagen:

„Das war Wahnsinn, bei diesem Wetter sich vom Hofe zu entfernen. Sie werden ganz gewiß eingeschneit und frieren sich zuschanden, wenn sie überhaupt mit dem Leben davonkommen.“

„Ja, ja“, fügte nachdenklich ein anderer hinzu, „sie hätten hier bleiben sollen; da droben werden sie ein kaltes Grab finden.“

Der Hausherr war sehr ernst und niedergeschlagen. Ehe er es hatte verhindern können, waren die mutigen Hirten fort, und er hatte jetzt wohl große Sorge um sie. —

Eine bange Viertelstunde verstrich.

Dann aber brach der Orkan los mit fürchterlicher Gewalt.

Die Schneemassen schlugen, vom Winde geworfen, mit solcher Wucht auf die Dächer, daß man es im ganzen Hause poltern und krachen hörte.

Ich lief unter die Haustür und starrte hinaus.

Welch ein Anblick!

Man sah weder Erde noch Himmel noch Luft.

Millionen von Schneeflocken wirbelten wie rasend durcheinander. Sie fielen fort und fort hernieder, stets gejagt von neuen Millionen: ein zahlloses Heer beschwingter Eiskristalle, die gekommen schienen, um die Erde zu überfallen und alles unter ihren mächtigen Massen zu begraben, Menschen und Tiere, Häuser und Höhen, Felsen und Klüfte. Nichts konnte ihnen widerstehen.

Wer jetzt draußen war im Freien, der war ihnen wehr- und rettungslos ausgeliefert. Man mußte sich lebendig begraben lassen und warten, bis der wilde Angriff aufhörte.

Selbst in den Häusern wurde es unheimlich.

Die Haustüren mußten geschlossen werden, damit es den Schnee nicht hereinwerfe und die Gänge verschneie.

Drinnen in der Stube versammelten sich die Leute. Niemand sprach ein Wort; alle waren wie gebannt von der unendlichen Macht der entfesselten Naturkräfte.

In wenigen Augenblicken ward es stockfinster, denn alle Fenster waren im Nu mit einer dicken Lage Schnee bedeckt. Man mußte die Lichter anzünden.

Auf allen Gesichtern ruhte tiefer Ernst.

Auch ich sann still und stumm vor mich hin. Meine Gedanken aber weilten draußen auf dem Berge.

Wie wird es den vier Hirten gehen? dachte ich. Und mein lieber, guter Júlli! Er lag jetzt irgendwo tief unter dem Schnee. Oh, wenn er nur am Leben bliebe!

Mir wurde so weh in der Brust, daß ich hätte weinen mögen.

Und dann all die vielen Schafe, besonders die arme, kleine Dúfa, auch sie litten dasselbe Schicksal.

Während wir in der warmen Stube saßen, mußten sie draußen in dem schrecklichen Unwetter frieren, begraben unter dem kalten Schnee! . . .

Der Orkan tobte noch mit ungeschwächter Kraft.

Ich wurde dadurch etwas von meinen trüben Gedanken abgelenkt.

Der rasende Sturm wurde in meiner Vorstellung zu einem unbändigen lebenden Wesen, das wie ein Berserker wutschnaubend über unsere Gegend hinfuhr.

Aber ach, solch dichterische Einfälle konnten meinen Sinn nicht lange fesseln. Immer wieder mußte ich daran denken: unsere guten, braven Leute und die vielen hilflosen Schafe und Lämmer, sie waren verschneit und begraben! . . .

So saßen wir in der großen Stube da beim Lampenschein, wie wenn es stockfinstere Nacht gewesen wäre. Wann es Abend wurde, konnte man bloß an der Uhr merken.

Bevor wir Kinder zu Bett gingen, wollten wir nach dem Abendgebet Gott noch besonders bitten, er möchte doch Júlli und Dúfa und all den andern helfen.

Da wir schon die Erwachsenen hatten beten sehen, machten wir es ebenso wie sie: wir saßen da, die Hände vor dem Gesicht, und beteten, so andächtig wir es konnten, still und jedes für sich.

Allzulang freilich dauerte es nicht. Die kleine Sigga

war zuerst fertig und meinte kindlich aufrichtig, es könnte jetzt vielleicht genug sein.

So gingen wir denn zu Bette, ganz traurig und mit verweinten Augen.

Lange noch waren wir wach. Schließlich aber wurden wir müd und schliefen ein. —

Mitten in der Nacht wurde ich geweckt: eine kleine Hand legte sich sachte auf meinen Kopf.

Ich schlug die Augen auf, sah aber nichts, denn es war ganz dunkel in unserem kleinen Schlafzimmer.

Ich griff nach der Hand. Es war Waldi, der aufgestanden und an mein Bett gekommen war.

„Nonni“, flüsterte er, „ich kann nicht schlafen. — Glaubst du, Júlli und Dúfa müssen sterben?“

„Ich weiß nicht!“ erwiderte ich leise.

Das war alles, was ich sagen konnte.

Wir wurden beide wieder so traurig, daß wir anfangen bitterlich zu weinen.

Der Orkan draußen toste noch immer; doch schien es, als wäre er endlich weiter fort.

Die andern Kinder schliefen, das hörten wir an ihren ruhigen Atemzügen.

Nach einer Weile sagte Waldi wieder:

„Warum ging aber Júlli auch hinaus? Das hätte er nicht tun sollen.“

„Nein“, antwortete ich, „das hätte er nicht tun sollen; aber er ist eben so mutig.“

„Ja“, fügte Waldi hinzu, „und er hat immer gesagt, er wolle lieber ein kurzes Leben mit Ehre als ein langes mit Schande.“ ...

Und dann ging der kleine Knabe weinend zurück in sein Bett.

Bald darauf schlummerten wir wieder ein und schliefen

länger als gewöhnlich. Wir waren ja auch so müde gewesen von der großen Angst und Sorge. —

Als uns am Morgen das Mädchen den Kaffee ans Bett brachte, war unsere erste Frage:

„Wie ist das Wetter?“

„Die Stórhírd ist vorbei“, sagte sie; „sie sind jetzt gerade daran, sich vorn bei der Tür hinauszugraben.“

Wir kleideten uns rasch an und liefen durch die dunkeln Gänge zur Haustüre.

Dort brannten ein paar Lampen, und am Boden lagen viele Schneeklumpen. Die waren von den Schuhen abgefallen. Die Männer, die einen Gang durch den Schnee gruben, brachten sie mit herein.

Nach langer, mühsamer Arbeit kamen sie endlich bis zur Oberfläche des Schnees empor, und nun drang wieder Tageslicht zu uns herab.

Damit man leichter hinaufsteigen konnte, wurden in die Schneewand eine Art Stufen gegraben.

Das Wetter war wieder klar, aber frostig kalt.

#### 4. *Der Rettungszug*

Inzwischen wurden alle Vorbereitungen getroffen, die Hirten und Schafe zu bergen.

Man nahm lange Holzstangen und befestigte an dem einen Ende starken Eisendraht. Der hatte Windungen ähnlich wie die eines gewöhnlichen Korkziehers.

Andere holten Schaufeln und Spaten auf dem ganzen Hofe zusammen und piffen alle Hunde herbei, die noch zu Hause waren.

Dann verließ der so eigenartig ausgerüstete Zug, junge und ältere Männer, den Hof.

Nur Weiber und Kinder blieben daheim.

Die Rettungsarbeit geht auf folgende Weise vor sich:

Zunächst werden die Stellen aufgesucht, wo man vermuten kann, daß die Verunglückten unter dem Schnee begraben liegen. Da müssen dann die Hunde an der Oberfläche wittern und spüren.

Fängt einer an zu scharren und zu graben, so ist das ein Zeichen, daß das Tier mit seinem feinen Geruchsinn entdeckt hat, da unten muß etwas Lebendes sein.

Nun eilen sogleich die Männer herbei, und einer steckt die lange Stange hinab, bis er auf Widerstand stößt.

Sobald er dies merkt, dreht er die Stange einige Male herum, wie man einen Korkzieher in den Pfropfen bohrt.

Läßt sich jetzt die Stange ohne Schwierigkeit wieder heraufziehen, so kann man annehmen, daß kein lebendes Wesen unten ist; steckt sie dagegen fest, dann muß sich die Drahtspirale in der Wolle eines Schafes oder in den Kleidern eines Menschen verwickelt haben.

In diesem Falle gehen die Männer sofort mit aller Kraft daran, den Eingeschnitten auszugraben. —

Aber, wird vielleicht der Leser denken, wie ist es denn möglich, daß einer so weit unter dem Schnee längere Zeit leben kann? Da muß man doch notwendig ersticken!

O nein, so gefährlich ist das nicht. Die Luft dringt überraschend leicht auch durch dicke Schneeschichten. Auf Island kommt es zum Beispiel gar nicht selten vor, daß Schafe mehrere Wochen lang tief unter dem Schnee begraben liegen und schließlich doch lebend in ihrem unheimlichen kalten Grabe gefunden werden. —

Einige Zeit, nachdem die Männer mit den Hunden hinausgezogen waren, kletterten wir Kinder bei der Haustür die hohe, feste Schneewand hinauf.

Oben war es grimmig kalt; aber es bot sich uns ein seltsamer Blick dar.



Die Landschaft war gar nicht wieder zu erkennen. Es gab fast keine Unebenheiten mehr im Erdboden, keine Felsen, keine Klüfte, keine Hügel, keine Häuser und keine Stallgebäude.

Selbst unser ganzes Gehöft schien beinahe verschwunden. Da, wo es stand, sah man nur eine einzige große Erhebung in dem Schneeteppich.

Das ganze Land ringsum war verwandelt in eine endlose Fläche von weißem, schimmerndem Schnee.

Indes wir hielten uns nicht lange damit auf, die eigentümliche Landschaft zu betrachten, sondern wandten den Blick zur Ausschau nach dem Berge.

Bald entdeckten wir die Männer, welche die Verunglückten suchten. .

Sie bewegten sich hierhin und dorthin, kamen ab und zu in kleinen Gruppen zusammen, als wollten sie miteinander beraten, und dann begannen sie von neuem zu suchen.

Auch die Hunde sahen wir, wie sie umherschweiften, sich wieder sammelten und da und dort eifrig mit den Vorderfüßen im Schnee scharrtten.

Dann liefen die Männer hurtig herbei und steckten ihre Stangen hinab.

Doch es kam uns vor, als ob sie nichts fänden.

So standen wir ziemlich lange da in dem festgefrorenen Schnee, zitternd vor Kälte, und folgten beständig mit sorgenvollen Blicken den Bewegungen der Männer droben auf der Höhe.

Plötzlich drang aus der Tiefe eine Stimme zu uns herauf.

Es war, als käme sie aus einem Grabe:

„Kinder, kommt jetzt herein! kommt alle herein!“

Es war die besorgte Hausmutter, die nach uns rief.

Wir gehorchten sofort, kletterten die Schneewand hinunter und gingen in die warme Stube.

Die Lampen waren jetzt überall ausgelöscht, es war wieder Tageslicht da.

Von den Fenstern auf dem schrägen Dach hatte man nämlich den Schnee fortgeschaufelt und Eisschollen über die Scheiben gelegt, damit sie klar blieben, und so fiel das Licht von oben in alle Stuben und Zimmer hinein.

Die Hausmutter brachte uns allerlei gute Dinge zu essen und warme Milch zu trinken. Jedoch es wollte uns nicht recht schmecken. Wir saßen traurig um den Tisch und hatten keine Ruhe.

Bald mußte der eine, bald der andere von den Größeren hinausgehen und den Schneegang hinaufkriechen, um zu schauen, wie die Dinge droben auf dem Berge stünden.

Aber jeder machte die gleiche Meldung: pad sama, pad



sama, altaf pad sama — „Dasselbe, dasselbe, immer dasselbe!“

Und so blieb es ein paar Stunden.

Endlich nach langem, bangem Warten kam Waldi, der gerade ausgesandt war, gesprungen und rief mit lauter Stimme rasch zur Türe herein, ein Mann auf Ski komme den Berg heruntergesaust, die andern dagegen seien bei einander an einem Platz versammelt.

Dann lief er gleich wieder hinaus.

Flugs eilten wir ihm nach, und im Nu standen wir alle wieder auf unserer Ausschau.

Waldi zeigte gleich nach der Richtung, woher der Mann kam, und so hatten wir ihn rasch erspäht.

Er mochte etwa halbwegs zwischen den Leuten droben und dem Hofe sein.

Wie ein Pfeil schoß er, auf seinen langen Ski fest und sicher stehend, den Berg herab. Er hielt einen Stab in der Hand und steuerte mit staunenswerter Sicherheit an jedem Hindernis vorbei. Rasend schnell kam er näher und näher.

Wenige Augenblicke noch, und mit einer kühnen Wendung im Halbkreis sauste er auf uns zu.

In Eile erzählte er: die vier Leute habe man leider noch nicht gefunden, doch sei man soeben auf die Herde gestoßen. Sie werde bereits von einem Teil der Mannschaft ausgegraben. Die andern aber wollten nach den vier Männern suchen. Er sei vom Hausherrn geschickt worden, um für die Leute etwas zum Essen und Trinken zu holen.

Dann gingen wir hinein in die Stube.

Der junge Mann bekam sein eigenes Essen gleich jetzt zu Hause. Es war besonders fein. Zuletzt gab es noch eine Tasse Kaffee und ein gutes Glas Kognak.

Unterdessen wurde alles hergerichtet, was er mitzunehmen hatte, und in einen Sack verpackt.

Darauf dankte er der Hausfrau für Speise und Trank, band sich den Sack auf den Rücken und machte sich mit seiner schweren Bürde wieder auf den Weg zum Berge hinan.

### 5. Zwei vermißt

Als der Mann mit dem Sack fort war, hielten wir abwechselnd wieder unsere Ausschau.

Diesmal war es Bjössi, der zuerst eine neue Botschaft brachte.

So hastig, daß wir ihn kaum verstehen konnten, rief er zur Türe herein, vom Berge kämen mehrere Männer herab.

Schnell wie der Wind sprangen wir hinaus, und sogar ein paar Mägde folgten uns nach.

An der Schneewand mit den eingegrabenen Stufen kletterten wir jetzt schon wie nichts hinauf.

Wir erblickten auch gleich die Männer; es waren ihrer fünf. Sie hatten aber keine Schneeschuhe und gingen auffallend langsam.

Voraus sprangen zwei Hunde.

Gott sei Dank! sagten wir, jetzt sind sie doch gefunden worden, die Unglücklichen, und sie sind noch alle am Leben.

Unsere Freude kannte keine Grenzen.

Ha! nun kommt Júlli wieder, und noch heute abend gehen wir mit ihm zur Spanischen Hütte und besuchen unsere liebe kleine Dúfa!

Wir Kinder dachten überhaupt nur an Júlli und Dúfa und konnten gar nicht erwarten, bis sie wieder da waren.

Wir liefen hinein zur Hausfrau und baten um die Erlaubnis, den Heimkehrenden entgegengehen zu dürfen.

Die Bitte wurde gewährt.

In aller Eile zogen wir unsere wärmsten Kleider an und

die Schneekappen tief über den Kopf, denn es war noch immer grimmig kalt draußen. Dann nahm jedes noch seinen Schneestab.

Ein paar Mägde begleiteten uns.

So rückten wir aus, ganz aufgeregt vor Freude, daß wir nun wieder zu Júlli und Dúfa kämen.

Von unsern Gesichtern sah man jetzt nur noch die Augen und die Nase, alles andere war wohl und warm geborgen in der wollenen Schneekappe.

Die Nasenspitze, das wußten wir aus Erfahrung, brauchte bloß ab und zu ein wenig mit den weichen Handschuhen gerieben zu werden, dann war auch sie vor dem Erfrieren gesichert.

Das war ein reizendes Bild, wie wir Kinder, eingemummt, so flink und behend über die glitzernde Schneedecke dahinmarschierten. Bei jedem Schritt knarrte und kreischte der Schnee.

Aus unsern Augen guckte die helle Freude heraus. Und gesprungen sind wir, daß uns die Mägde schier nicht mehr nachkamen. —

Bald stießen wir auf die fünf Männer.

Aber kaum daß wir sie näher sahen, blieben wir wie gelähmt vor Schrecken stehen und starrten sie an: drei der eingeschnitten Hirten waren da — Júlli fehlte!

Ich war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, so schnürte sich mir das Herz in der Brust zusammen, da mir klar wurde, daß Júlli noch nicht gefunden war.

Die drei Hirten sahen recht ernsthaft und trübselig vor sich nieder und sprachen fast kein Wort.

Als wir sie fragten, wo denn Júlli sei, sagten sie nur, sie seien nicht bei ihm gewesen, als der Schneesturm begann. — Doch würden sie uns Näheres daheim erzählen.

Mir schien, die drei armen Männer waren gekränkt, weil

wir nur immer nach Júlli fragten und keine besondere Freude darüber zeigten, daß wenigstens sie gerettet waren.

So jung ich auch war, fühlte ich das doch unwillkürlich heraus.

Ich suchte daher unsere drei Freunde zu trösten, indem ich zu jedem einzelnen von ihnen hinging und nach Kinderart zärtlich ihre Hände drückte und streichelte.

Sie verstanden, was ich damit sagen wollte, und sahen nun mit freundlich lächelndem Blick auf mich Kleinen herab.

Unterwegs betrachteten wir sie genauer.

Jetzt erst merkten wir, wie abgemattet und todmüd sie waren. Sie sahen aus wie drei wandelnde Leichen. Ihr Gesicht war bleich und gelb. Gehen konnten sie nur ganz langsam.

Ihren Hunden dagegen, die doch auch mit ihnen begraben waren, hatte es nichts gemacht. Die liefen umher, spielten miteinander und sprangen, vor Freude bellend, an uns hinauf.

Der lange Aufenthalt in dem kalten Grab schien ihr Wohlbefinden und ihre Munterkeit nicht im geringsten gestört zu haben.

Nach und nach wurden auch die drei Männer etwas lebhaft und aufgeräumt. Doch ihre Munterkeit war nicht echt, ihr Lachen klang gezwungen.

Zuletzt versuchten sie sogar Witze zu machen.

„Das war mal eine herrliche Nacht!“ sagte der eine. „Wenn es nur nicht danach ausgesehen hätte, als wollte sie niemals ein Ende nehmen! Dann hätte es uns noch besser gefallen.“

„Und schön lange konnten wir liegen bleiben, nicht wahr“, fügte der zweite hinzu. „Da haben wir wieder einmal famos ausgeschlafen! Und das Licht hat uns auch

nicht gestört. Es war alles kohlschwarz, sogar der Schnee war schwarz.“

„Ich hätte aber doch gern ein Licht gehabt“, fiel der dritte ein; „ich hätte dann da unten die schönsten Gedichte geschrieben. Ja, ihr könnt euch darauf verlassen, wir waren in der besten dichterischen Stimmung.“

Dann lachten sie alle drei miteinander.

Aber es war, wie gesagt, kein rechtes, fröhliches Lachen. Das merkte ich auch. Mir wurde sogar ganz unheimlich dabei zumute, denn es kam mir vor, wie wenn es drei Tote wären, die da lachten.

Dann fing noch mal einer an:

„Einen kleinen Ofen hätten wir auch brauchen können. Die Hunde, die uns hätten warm geben sollen, haben ihre Sache schlecht gemacht. — Hul mich friert es jetzt noch.“

Und wieder lachten sie alle zusammen. . . .

Inzwischen hatten wir den Hof erreicht.

Als wir an den Schneegang bei der Haustüre kamen, meinte einer von den Hirten:

„Was ist denn das? Sollen wir vielleicht schon wieder in den Schnee hinab?“

Und kaum hatte er dies gesagt, da stürzte er, mit dem Kopf nach unten, hinab in das dunkle Loch.

Wir schrien vor Schreck alle laut auf und glaubten schon, er hätte sich ordentlich zuschanden geschlagen.

Doch er erhob sich gleich wieder und sagte, als ob nichts geschehen wäre:

„So, ich bin unten. Diesmal wäre es aber fast zu schnell gegangen. Ja, ja, man merkt es: so stark wie gestern, da wir von hier fortgingen, bin ich nicht mehr.“

„Aber du hast doch so gut ausgeruht droben im Schneebett!“ rief lachend ein Mann zu ihm hinunter, der mit den dreien heimgekommen war, und wir alle lachten mit ihm.

Dann stiegen wir größeren Knaben hinab und halfen den andern herunter, denn wir kannten die Treppe in der Schneewand ganz genau.

Drinne wurde gleich aufs beste für die hart mitgenommenen Männer gesorgt.

Wir halfen ihnen die eiskalten, gefrorenen Kleider und Ledersocken abziehen, und die Hausmutter wärmte Unterkleider und wollene Decken für sie.

Eine Viertelstunde später lagen bereits alle drei in ihren Betten, eingehüllt in die warmen Decken, daß kaum noch der Kopf herausschaute.

Das war jetzt ein anderes Lager als jenes droben unter dem Schnee!

Nach einer kleinen Weile bekamen sie gutes Essen ans Bett und auch etwas Warmes zu trinken: heiße Milch, Thymiantee und ein wenig Rum. Dann schliefen sie bald ein.

Die guten Hunde wurden ebenfalls nicht vergessen. Sie bekamen extra feines Futter und durften an diesem Tag in der Wohnstube bleiben. Hinten beim Ofen wurden ihnen weiche, warme Säcke hingelegt, worauf sie schlafen konnten.

Das war aber eine Ausnahme; sonst hatten sie in der Stube keinen Zutritt.

Nachdem so alles für die Verunglückten getan war, kamen die beiden Männer an die Reihe, die sie nach Hause begleitet hatten.

Sie aßen am Tisch in der Wohnstube. Nebenher erzählten sie uns, wie es mit der Rettung zugegangen war.

Die drei Hirten, sagten sie, waren gar nicht von der Bergungsmannschaft gefunden worden, sondern sie hatten sich mit ihrer letzten Kraft selbst herausgegraben und waren dann aus ihrem kalten Grabe gekrochen.

Während die Hunde nach ihnen umherschneüfelten und die Leute beständig nach ihnen bohrten, kamen sie auf einmal in aller Ruhe über den Schnee her auf die Rettungsmannschaft zu!

Jetzt erfuhren wir auch, warum Júlli nicht unter den Geretteten war.

Die Hirten waren tags zuvor so geschwind den Berg hinaufgeeilt, daß sie wirklich alle vier die große Herde noch erreichten, bevor der Sturm losbrach.

Da entdeckten sie nun, daß einige Schafe abseits von den andern ein gutes Stück weiter oben waren.

Diese mußten sofort geholt und zum Haufen getrieben werden.

Aufopfernd wie immer, wollte Júlli die Arbeit allein übernehmen. Er lief von seinen drei Gefährten fort. Da es immer dunkler und dunkler wurde, verloren sie ihn bald aus den Augen, und dann überfiel sie auch schon der schreckliche Orkan. . . .

Nun kannte man wenigstens so ungefähr die Gegend, wo Júlli begraben liegen mußte. Am selben Tage aber fand man noch keine Spur von ihm.

Ach, war das eine Betrübniß auf dem ganzen Hof und ein Herzeleid, besonders für uns, seine jüngeren Freunde!

Der arme Júlli. Was mußte er wohl leiden unter dem kalten, tiefen Schnee! Oh, wir konnten es uns denken, da wir seine geretteten Kameraden gesehen hatten!

Wir weinten viele heiße Tränen um ihn, nichts konnte uns mehr trösten. Auch große Leute sah man weinen.

Gegen Abend wollten wir Kinder noch hinaus in die Spanische Hütte.

Ich weiß selbst nicht, wie das kam: wir waren so traurig und zu gar nichts aufgelegt, aber zur Spanischen Hütte, wo wir so oft und gern bei Júlli geweilt, zog es uns hin.

War jetzt auch ein neuer Hirt an seiner Stelle — wir konnten es freilich kaum glauben —, so hatten wir doch noch einen guten Freund dort, unsere liebe kleine Dúfa.

Die Herde war nämlich fast ganz ausgegraben und dann gleich heimgetrieben worden in die Ställe. Nur wenige Schafe fehlten noch.

Die Tiere schienen keinen Schaden gelitten zu haben. So munter und kampflustig, wie sie tags zuvor den Berg hinaufgezogen waren, kamen sie wieder herunter.

Wir gingen also zum Stall der Spanischen Hütte, um Dúfa einen Besuch zu machen.

Unter der Tür riefen wir ihren Namen.

Die Schafe schauten uns an, aber Dúfa kam nicht wie sonst auf uns zu.

Sollte sie am Ende nicht unter den Geretteten sein?

Ängstlich durchsuchten wir den ganzen Stall.

Dúfa war nicht da!

Wir suchten ein zweites, drittes Mal, jedes einzelne Schaf genau betrachtend. Doch vergeblich — unsere liebe, gute Dúfa fehlte! . . .

Wir fingen an zu weinen und begaben uns auf den Heimweg. Unser Schmerz war jetzt doppelt groß. Gerade die zwei, die wir am liebsten hatten, waren nicht gefunden worden.

Der gute, teure Júlli und die arme, kleine Dúfa mußten noch einmal übernachten draußen unter dem eiskalten Schnee! —

Als wir zum Hofe zurückkamen, gingen eben zwei Männer mit Laternen fort. Sie wollten die Nacht hindurch nach Júlli suchen und bohren.

Wir Kinder aber beteten wie am Abend vorher inständig zu Gott, er möge doch Júlli und Dúfa nicht sterben lassen. —



Früh am nächsten Morgen wurden die beiden Männer von andern abgelöst und die mühsame Arbeit den ganzen Tag fortgesetzt.

So machten sie es vier volle Tage und vier lange Nächte. Durch die dicke Schneedecke wurden unzählige Löcher gebohrt, aber von Júlli fand sich keine Spur!

Schließlich stellte man die Nachforschungen ein, denn jetzt konnte man mit Sicherheit annehmen, daß Júlli tot war.

Die fehlenden Schafe waren, mit Ausnahme von vieren, schon am zweiten Tage gefunden worden.

### *6. Wiedergefunden*

Auf dem Hof betrauerte alles den armen, unglücklichen Júlli.

Besonders wir Kinder weinten noch oft um ihn, wenn wir von ihm sprachen oder des Abends für ihn beteten.

Selbst unsere Spiele waren jetzt ganz anders geworden: wir verspürten nicht mehr so viel Lust dazu wie früher und waren lange nicht mehr so lebhaft dabei.

Die Zeit verging nur langsam.

Da endlich nach etwa vier Wochen wurden wir aus unserer Langeweile aufgerüttelt.

Wie damals, als man die Schafe auf die Weide trieb, kam auch jetzt wieder ganz plötzlich ein heftiger warmer Südwind dahergebraust.

Der Schnee schmolz so rasch, daß es eine förmliche Überschwemmung gab.

Haus und Hof und Stallgebäude standen bald wieder frei da, und vom Berge her begann es grün herabzuleuchten.

Man dachte sofort an Júlli und die vier Schafe, die noch fehlten. Jetzt mußten sie sich ja zeigen.

Aber auch diesmal hörte das Tauwetter plötzlich auf; wir bekamen wieder klares Frostwetter und Glatteis von dem Schneewasser.

Die Jahreszeit war schon vorgeschritten; es war Ende März. Da sind die großen plötzlichen Schneestürme nicht mehr so zu fürchten.

Wir Kinder baten deshalb die Hausfrau, zusammen mit einem der Hirten auf den Berg gehen zu dürfen.

Die Erlaubnis wurde gegeben; doch mußte der Hirt versprechen, daß er gut auf uns aufpassen werde.

So eilten wir denn hinaus voll Zuversicht, nun endlich unsere zwei Freunde zu finden.

Droben bei der Unglücksstätte verteilten wir uns nach verschiedenen Seiten und suchten und suchten.

Wir liefen bald da, bald dort hin, vor und wieder zurück, schauten links und schauten rechts, aber von Júlli und Dúfa entdeckten wir keine Spur. —

Allmählich hatte ich mich ziemlich weit von den andern entfernt, doch kaum mehr als dreihundert bis vierhundert Schritte. Immerhin war ich am weitesten weg.

Da gab der Hirt mit seiner Flöte das verabredete Zeichen, worauf wir Kinder uns sammeln und zu ihm kommen sollten.

Als ich das Zeichen hörte, richtete ich mich auf, sah hin nach dem Hirten und bemerkte, wie die Kinder von überallher zu ihm hinliefen.

Ich wollte gerade dasselbe tun, da geschah etwas Unglaubliches:

Die Eistrinde, auf der ich zu springen anfang, brach plötzlich durch, und ich sank zu meinem größten Schrecken tief in den Boden hinein! . . .

Im ersten Augenblick war ich wie gelähmt und konnte nicht einmal einen Schrei ausstoßen; es schwand mir die Besinnung.

Ich war in ein unterirdisches Gewölbe hinabgestürzt!

Anfangs konnte ich gar nichts sehen, es war mir ganz funklig und schwindlig vor den Augen. Doch muß ich bald wieder zu mir gekommen sein.

Schmerzen spürte ich nicht. Ich stand auf und blickte scheu etwas um mich.

Da erschrak ich von neuem, daß ich am ganzen Leib zitterte, und jetzt schrie ich laut um Hilfe.

Vor mir stand nämlich ein schneeweißes Tier und sah mich mit leuchtenden Augen gerade an! Daneben lag ein zweites weißes Tier, das rührte sich nicht. . . .

Erst nachdem ich den größten Schrecken überwunden hatte, sah ich, daß beide Tiere weiße — Schafe waren!

Wer aber möchte die Überraschung beschreiben, die mir nun zuteil wurde! — Das stehende Tier, das mich so fest mit seinen glänzenden Augen anschaute, war — Dúfa! . . .

Ich habe in meinen Knabenjahren mehr als einmal seltsame Erlebnisse gehabt; aber so wie dieses hat mich wohl keines überrascht und gerührt.

Ja, meine so lang und schmerzlich vermißte Dúfa stand leibhaftig vor mir und lebte!

Es schien mir, sie sei bedeutend größer geworden in den vier Wochen, die sie hier unter dem Schnee lag.

Jetzt wich allmählich all meine Furcht und Schreckensangst, und es überkam mich eine unbeschreiblich große Freude.

Ich näherte mich dem lieben Tier und rief es beim Namen und liebte es.

„Du kleine Dúfa“, sagte ich, „blessada littla lambid mitt! (mein gesegnetes kleines Lämmlein!) Jetzt habe ich dich also wiedergefunden! — Arme Dúfa, hast so lange hungern und frieren müssen! Und der böse Schneesturm hat dich

nicht mehr heimkommen lassen zu uns, und wir alle haben dich gesucht in der Spanischen Hütte und haben dich nicht gefunden. Und dann haben wir arg um dich geweint.“

So sprach ich in meiner kindlichen Freude eine Zeitlang mit ihr und streichelte sie und drückte sie an mich, und sie steckte, wie sie früher so oft getan, ihren Kopf unter meinen Arm.

Nun sah ich mich in meinem Gefängnis, in das ich niedergestürzt war, etwas um und überlegte, wie ich mich und Dúfa befreien könnte.

Es war eine rundliche Höhle, eine Eiskuppel. Sie mochte an zwei Ellen hoch sein und maß wenigstens ebensoviel im Durchmesser. Die Wände, vorher von Schnee, waren jetzt in Eis verwandelt.

Daß ich da allein nicht hinaufkäme, war mir klar; und auf den Rücken meiner Dúfa steigen und ihn als Stützpunkt für meinen Fuß gebrauchen, das wollte ich doch auch nicht. Das arme Tier wäre sicher unter mir zusammengebrochen. Nein, das durfte ich meinem Liebling nicht tun.

Auf das tote Schaf zu treten, das am Boden lag, getraute ich mir nicht.

Ich mußte also bleiben, bis die andern mich entdeckten und hinaufzögen.

Indessen betrachtete ich Dúfa näher und sah jetzt, daß ihre Augen wirklich in einem ungewöhnlichen Glanze leuchteten.

Es war eigentümlich, aber ich mußte gleich an Júllis Augen denken, als ich ihn zum letztenmal gesehen. Die leuchteten gerade so, und das war eines von den Zeichen, woran ich zu erkennen glaubte, daß er dem Tode nahe war.

Ach, nun sah ich auch Dúfa mit diesem Zeichen!

Das arme Tier, es war in der Tat ebenfalls dem Tode nah vor Hunger und Entbehrung.

Doch hielt es sich immer noch aufrecht und drückte fortwährend seinen Kopf an mir hinauf, gleich als wollte es mir etwas sagen oder wie früher in meinen Taschen nach Heu suchen.

Ich versuchte es aufzuheben und gewahrte zu meinem großen Erstaunen, daß ich das ausgewachsene Schaf ohne die geringste Schwierigkeit heben konnte!

Es bestand nur noch aus Haut und Knochen und den leeren, wohl fast ausgedörrten Eingeweiden.

Jetzt erst begriff ich vollends, wie unsäglich mein armes kleines Schäfchen die lange, lange Zeit gelitten haben mußte in dieser kalten, finstern Eishöhle!

O wie gern hätte ich ihm etwas zu fressen gegeben! Allein ich fand keinen Halm mehr in der ganzen Höhle, nicht eine einzige Wurzel, sondern nur feine, aufgescharrte Erde.

Die beiden unglücklichen Tiere hatten alles aufgefressen.

Und jetzt war das eine schon vor Hunger umgekommen.

Als ich auch dieses tote Schaf näher betrachtete, entdeckte ich, daß ihm an mehreren Stellen die Wolle ausgerissen war!

Das schien mir sonderbar. Wie mochte das wohl geschehen sein?

Ich dachte ein wenig darüber nach. . . .

Ja, jetzt wußte ich es, so unglaublich es mir zuerst auch vorkam: es war Dúfa, die in ihrem wahnsinnigen Hunger mit den Zähnen die Wolle vom Körper ihres toten Kameraden riß und sie verschlang! —

Ich begann nun wieder laut um Hilfe zu rufen, so lange, bis endlich der Hirt und gleich nach ihm die andern Kinder oben am Rand der Höhle erschienen.

Was jetzt folgte, kann ich nicht im einzelnen beschreiben, so lebhaft ging es zu.

Als die Kinder hörten, daß ich Dúfa gefunden hätte und bei ihr unten in der Höhle sei, da waren sie außer sich vor Freude. Jedes wollte uns zuerst sehen.

Sie drängten sich so stürmisch vor, daß sie den Boden gar nicht mehr sahen, und plumps stürzten Óli, Bjössi und die kleine Imba Hals über Kopf auf Dúfa und mich herab!

Die andern mußte der Hirt mit Gewalt zurückhalten, sonst wäre sicher ein Unglück geschehen.

Nun streckte er die Arme zu mir hernieder, und ich nahm Dúfa und reichte sie ihm entgegen.

Nachher zog er uns vier Kinder hinauf und sprang dann selber in die Höhle, um sie zu besichtigen.

Bis er wieder herauskam, unterhielten wir Kinder uns aufs zärtlichste und liebevollste mit Dúfa, und ich mußte den andern erzählen, wie ich sie gefunden hatte.

Auf dem Heimweg, als wir an einem schönen grünen Plätzchen vorbeikamen, wollten wir Dúfa gleich grasen lassen, damit sie ihren fürchterlichen Hunger etwas stillen könnte.

Der Hirt aber verwehrte es uns ohne Erbarmen.

„Das wäre das Schlimmste, was wir machen könnten“, sagte er; „sie muß unter eine besondere Behandlung, wenn sie am Leben bleiben soll.“

Dúfa war noch so kräftig, daß sie den größten Teil des Weges gehen konnte. Ab und zu aber trugen wir sie auch.

Daheim wurde sie in einen eigenen Raum gebracht, und was uns Kindern am meisten leid tat: sie bekam vorderhand nichts zu fressen.

Man erklärte uns, daß man erst versuchen müsse, die Wolle, die sie verzehrt, wieder herauszubekommen.

Als dies durch Eingeben von Öl glücklich gelungen war, begann die Fütterung mit altem, trockenem Heu. Davon erhielt sie aber anfangs nur sehr kleine Portionen und auch

die in ziemlich langen Zwischenzeiten. Und es war gut so.

Dúfa erholte sich zu unserer großen Freude viel schneller, als wir gedacht hatten, und wir konnten sie in der Spanische Hütte wieder besuchen, sooft wir wollten.

\*

Von Júlli hatte man sonderbarerweise noch keine Spur. Wir hätten gern nach ihm gesucht, aber wir fürchteten uns davor, denn wir wußten, daß er längst tot war. —

Wieder vergingen einige Wochen. Im April taute es noch stärker, und der Schnee schmolz fast ganz weg.

Eines Morgens nun, als ein paar Männer des Hofes eben auf den Berg gegangen waren, kam einer von ihnen eiligst



wieder heim und erzählte, sie hätten unten in einer tiefen schmalen Felsenschlucht Júllis Leiche gefunden. Sie hätten sie aber noch liegen lassen, denn sie wollten die Sache erst dem Hausherrn melden.

Der Hausherr befahl sofort einigen Männern, eine Tragbahre und Decken herzurichten.

Dann zogen sie hinauf. Wir Kinder aber durften diesmal nicht mit.

Eine gute Stunde später sah man den traurigen Leichenzug den Berg herabkommen und sich langsam dem Hofe nähern.

Die Leiche war eingehüllt in die mitgenommenen Decken.

Daheim hatten inzwischen die Frauen in einer „Skemma“, einem kleinen mit den Wohnhäusern verbundenen Außengebäude, einen langen Tisch zurechtgestellt.

Darauf wurde dann unser guter Freund gelegt mit aller Schicklichkeit und Sorgfalt, wie man sie dem teuren Toten erweisen konnte.

Als wir Kinder ihn so aufgebahrt sehen durften, brachen wir in heftiges Weinen aus.

Wir konnten Júlli noch gut erkennen. Seine Gesichtszüge hatten sich wenig geändert. Die Verwesung war von der Kälte aufgehalten worden.

In der einen Schläfe aber sah man eine große, klaffende Wunde.

Man hatte ihn auf dem Angesicht liegend gefunden auf dem Grunde der Kluft unter einem vorragenden Felsenstück.

Jetzt wußte man auch, warum man mit den langen Stangen nicht hatte zu ihm hinabdringen können, da man im Schnee so eifrig nach ihm suchte: die Stange konnte nur bis zum Felsenvorsprung gelangen, worunter er lag.

Alles andere erklärten sich die Männer also:



Gleich zu Beginn des Schneesturms versuchte Júlí den höchsten Punkt der Lavablöcke zu erreichen, um so eine weniger dicke Schneeschicht zu bekommen. Dann aber stürzte er in die Kluft hinab und schlug den Kopf auf einen Stein auf.

Doch mußte die Wunde nicht seinen augenblicklichen Tod bewirkt haben, sondern er konnte sich noch unter das breite Felsenstück schleppen, wo man ihn fand.

Da lag er dann und wartete auf den Tod, der ihn sicher bald erlöst hat.

Sein Wunsch, lieber ein kurzes Leben mit Ehre als ein langes mit Schande zu haben, war ihm erfüllt worden. —

Nach zwei Tagen wurde die Leiche in einen schönen Sarg gelegt, den ein paar von den Hirten verfertigt hatten.

Zu seiner letzten Ruhestätte wurde Júlí nicht, wie es sonst Brauch ist auf Island, zu Pferde gebracht, sondern es trugen ihn den langen Weg dorthin, tieftrauernd, seine treuen Freunde.

## **Mein Hjartans Gesicht**

---

Ich befand mich noch immer auf dem großen Hofe, von dem ich in der vorigen Geschichte über Júlfi und Dúfa erzählt habe.

Es wurde mit jedem Tag schöner dort; ich hatte ein Leben wie im Paradies; ans Heimreisen dachte ich schon gar nicht mehr.

Die Leute waren aber auch alle so gut gegen mich, und ich fühlte mich übergücklich inmitten meiner kleinen, frischen Spielkameraden, der Knaben Waldi, Bjössfi, Stebbi und Oli, und der geweckten kleinen Mädchen, der Schwestern dieser vier Knaben, Imba, Simba, Gunna und Sigga.

Überdies war es Frühling geworden. Die Sonne schien hell, der Himmel strahlte und die Vögel sangen munter.

Schlitten, Schlittschuhe und Ski waren schon längst zur Seite gelegt. Statt dessen aber erfreuten wir uns jetzt an allerlei sommerlichen Spielen und Vergnügungen auf den blühenden Wiesen und Berghalden, die den Hof umgaben. — Unter uns Knaben war die „Glíma“, ein uralter isländischer Ringkampf, das beliebteste Spiel.

Allerdings, den besten Freund hatten wir verloren: unser lieber, treuer Júlfi war tot, und wir Kinder trauerten lange um ihn, denn einen solchen Freund, das stand bei uns fest, konnten wir in der ganzen weiten Welt nicht mehr finden.

Doch die Zeit stillt die bittersten Schmerzen, und so ging es auch hier.

Wir trösteten uns besonders mit dem Gedanken, daß Júlfi glücklich sei in einer besseren Welt, weit glücklicher noch, als da er unter uns lebte, und dort sollten wir ihn ja einst wiederssehen.

Einige Zeit nun nach Júllis Begräbnis geschah etwas ganz Außergewöhnliches.

Wir Kinder waren am Nachmittag, wie wir zu tun pflegten, auf einen unserer Spielplätze in der Nähe des Hofes gegangen.

Dort spielten wir Knaben „Hólmgang“. Das waren Zweikämpfe nach Wikingerart. Doch waren hier nur Schwerter und Schilde aus Holz gestattet. Die Mädchen saßen daneben und priesen die Großtaten der tapfersten unter den kleinen Helden durch Verse, die sie schnell aus dem Stegreif dichteten.

Da auf einmal ruft der kleine Waldi, indem er auf den Weg nach Norden hinzeigt:

„Seht dort, da kommt ein Reiter! Der will gewiß zu uns.“

Wir hörten auf zu spielen und schauten alle neugierig nach dem Fremden aus.

Er war noch ziemlich weit weg. Doch konnten wir bald unterscheiden, daß er ein großes, schwarzes Paket vor sich auf dem Sattel hielt.

Nach und nach jedoch, da er näher kam, erschien das schwarze Paket immer seltsamer.

Simba, die die besten Augen von uns allen hatte, brachte das Geheimnis zuerst heraus.

„Oh, das ist kein Paket!“ rief sie freudig und verwundert zugleich aus. „Das ist ja ein Junge! Der Mann hat einen Jungen bei sich auf dem Pferde!“

„Ein Junge! ein Junge!“ schrien wir alle durcheinander und sahen unverwandten Blickes nur noch auf den Daherreitenden.

Wirklich, Simba hatte recht; es war ein Knabe, der mit auf dem Pferde saß.

Wir waren aufs höchste gespannt. Jedenfalls kam der



Fremde zu Besuch auf den Hof, das war für uns ausgemacht.

Endlich war er bei uns angelangt. Er hielt das Pferd an und grüßte:

„Sæl verid bid, börn!“ (Guten Tag, Kinder!)

„Sæll vertul!“ (Guten Tag!) erwiderten wir lebhaft wie aus einem Munde den Gruß.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte der Mann.

„Ja“, antworteten wir.

Und dann sagte Waldi nach isländischer Sitte:

„Aber wie heißt du?“

„Thorgrímur.“

„Und wie heißt der Knabe?“

„Der heißt Kjartan.“

„Woher kommt ihr?“

Der Mann nannte ein Gehöft, das einige Meilen weiter nach Norden lag in einem kleinen, abgelegenen Tale. Wir alle kannten es dem Namen nach gut, doch war keines von uns jemals dort gewesen.

Waldi fragte weiter:

„Und wo wollt ihr hin?“

„Nicht weiter als hierher“, war die kurze Antwort.

Während dieser Unterredung hatten wir anderen gute Gelegenheit, die beiden Gäste näher ins Auge zu fassen.

Der Mann glich einem Arbeiter, wie sie oft auf den isländischen Höfen zu finden sind. Er war von kräftigem Körperbau, hatte kohlschwarzes Haar und einen ebenso schwarzen, vollen Bart. Das Gesicht war dunkelfarbig; unter starken buschigen Brauen leuchteten ein Paar feurige Augen hervor.

Genauer noch betrachteten wir natürlich den kleinen Kjartan, der uns von seinem Sitze herab ruhig und schweigsam anschaute, während Waldi mit dem Mann redete.

Kjartan war ein Knabe von etwa sieben Jahren. Er sah so fein und zart aus, daß man nicht hätte glauben sollen, er sei ein gewöhnlicher Bauernjunge von einem armen isländischen Hofe.

Sein Gesicht hatte nicht die frische Farbe von Kindern auf dem Lande, es war etwas vornehm und bleich. Die Augen waren groß und dunkel, das Haar hellbraun; es fiel sehr schmuck vom Kopfe hernieder.

In seinem Blick lag etwas Ernstes, eigenartig Stilles.

Doch war er nicht scheu und schüchtern. Wenn wir ihn anschauten, dann schaute auch er uns gerade ins Gesicht. Zuweilen lächelte er auch ein wenig. —

Thorgrímur wollte nun weiterreiten. Da sagte Waldi zu ihm: „Wir können ja gut mit euch gehen und den Vater rufen.“

„Ich danke euch, Kinder“, erwiderte Thorgrímur freundlich und trieb sein Pferd an.

Waldi lief sogleich mit den Größeren von uns voraus; wir andern gingen behend neben dem Pferde her.

Als wir auf dem Hofe ankamen, drängten wir uns alle heran und streckten unsere Arme zu Kjartan hinauf, um ihm auf den Boden zu helfen.

Lächelnd ließ Thorgrímur ihn zu uns herab und stieg dann selbst vom Sattel.

Gleich darauf küßten Thorgrímur und Kjartan jeden einzelnen von uns, was ein Fremder tun muß, wenn er nicht gegen den uralten Brauch des Landes verstoßen will.

Dann sprangen wir alle ins Haus, die langen Gänge hindurch, und meldeten rasch die Ankunft der Fremden.

Schnell wie der Wind waren wir auch wieder draußen.

Der Hausherr folgte gleich hintendrein, grüßte freundlich die beiden Gäste und geleitete sie in das Zimmer bei der Haustüre.



Das Pferd wurde unserer Sorge übergeben. Wir nahmen ihm den Sattel ab und führten es ein Stück Weges fort vom Hofe zu einem kleinen, grünen Rasen. Dort banden wir ihm die Vorderfüße zusammen, damit es nicht fortlaufen konnte, und überließen es dann sich selbst.

Als wir wieder zurückkamen, fanden wir den kleinen Kjartan vor dem Gastzimmer. Wir gingen zu ihm hin und fragten, warum er da stehe.

„Ich wurde hinausgeschickt“, sagte er; „Thorgrímur hat etwas, worüber er mit dem Hausherrn allein sprechen will.“

„Da ist es ja am besten“, meinte Waldi, „du gehst mit uns in die Wohnstube, wir stellen dich dann den Leuten vor.“ Kjartan sah uns an und zögerte etwas mit der Antwort. Dann sagte er:

„Sind viele Leute drinnen?“

„Ja, viele“, erwiderten wir, „sicher dreißig oder vierzig.“

„Sind es gute Leute?“ fragte Kjartan weiter.

„O ja, Kjartan“, antworteten wir, „es sind lauter gute Leute; geh nur ruhig mit uns hinein.“

„Nun, dann will ich mitgehen; aber ihr müßt bei mir bleiben.“

Nachdem wir ihm auch das versprochen hatten, ließ er sich bereitwillig von uns in die Mitte nehmen, und wir führten ihn durch die langen, winkligen Gänge hindurch zur Wohnstube.

Da kam man nun zunächst in den Raum der Frauen. Es saßen gegen zehn beieinander und einige Kinder dabei.

Sie waren mit mancherlei Handarbeit beschäftigt. Die einen spannen, andere strickten, wieder andere nähten oder machten Schuhe, die leichten isländischen Schaflederschuhe.

Einige lasen Sagas und Gedichte aus alten, stark abgenutzten Büchern.

Da Kjartan sich auf der Türschwelle zeigte, sahen alle zu dem fremden Knaben auf.

Er selbst stand einen Augenblick still und warf einen verwunderten, etwas verlegenen Blick hin über die große Stube mit der hohen Decke.

Doch faßte er sich bald und sagte mit heller, freundlicher Stimme der ganzen Versammlung „Guten Tag!“

Mit einem gleich freundlichen „Guten Tag!“ nahmen ihm alle den Gruß ab.

Dann ging er in der ganzen Stube umher und grüßte nach Landesbrauch jedes einzeln mit einem Kuß.

Ebenso tat er nachher in der Männerstube.

Die Hausmutter war schon draußen in der Vorratskammer, um den Gästen einen Imbiß zu bereiten. Wir nahmen Kjartan mit zu ihr.



Sie grüßte den kleinen Knaben besonders freundlich und schickte uns dann wieder zurück in die Männerstube; sie wollte ihm sein Essen dorthin bringen.

Wir gingen also wieder hinein und setzten uns um unsern kleinen Tisch in einer Ecke des Zimmers. Kjartan mußte an den Ehrenplatz auf einen etwas erhöhten Sitz in der Mitte.

War das ein Fest für uns mit dem neuen Freund am Tische!

Jeder wollte am nächsten bei ihm sein, und es ging ordentlich zappelig her auf den Stühlen; wir hatten vor Freude keine Ruhe mehr in den Gliedern.

Inzwischen begannen einige von den Männern den kleinen Gast nach dem und jenem zu fragen, und bald war ein Gespräch im Gange.

„Wie heißt du?“ redete einer den Knaben an.

„Ich heiße Kjartan.“

„Woher kommst du?“

„Ich komme von N.“

„So, du kommst von N.?“

„Dann kenne ich ja deinen Vater“, sagte ein anderer von den jungen Hirten. „Heißt er nicht Thorleifur?“

„Ja, so heißt er“, erwiderte Kjartan.

„Wie geht es deinem Vater?“ fuhr der junge Mann fort.

„Er ist plötzlich sehr krank geworden“, sagte Kjartan leise.

„Krank ist er geworden? Was fehlt ihm denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber etwas wirst du doch wissen davon!“ meinte der junge Mann darauf.

Jetzt waren alle in der Stube aufmerksam geworden und lauschten gespannt.

Der kleine Kjartan erzählte:

„Er ist in der letzten Zeit sehr traurig gewesen. Es sind uns viele Schafe umgekommen, und wir hatten nicht mehr viel zu essen. Gestern ist der Vater vom Hofe fortgegangen nach dem Schafstall hin und blieb so lange aus. Da schickte die Mutter den Knecht hinaus. Der Knecht kam bald darauf zum Hofe zurückgelaufen und sagte zu der Mutter etwas. Die Mutter hat dann sehr geweint. Sie hieß mich und alle meine Geschwister gleich zu Bette gehen und sagte, der Vater sei sehr krank geworden. Als ich dann heute früh aufwachte, wurde ich mit dem Knecht weggeschickt, hierher.“

Als Kjartan mit dem Erzählen fertig war, machten die Leute große Augen und schauten einander bedeutungsvoll an. Den Knaben aber fragten sie nicht mehr nach seinem Vater.

Uns Kindern kam die Sache höchst sonderbar, ja unheimlich vor. —

Indes kam die Hausmutter mit gutem warmem Essen für Kjartan herein, und wir Kinder suchten einander in Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen ihn zu überbieten, um ihn in seinem Kummer zu trösten.

Besonders Waldi war unermüdlich, ihn aufzumuntern.

„Du wirst sehen, Kjartan“, sagte er überaus liebevoll zu ihm, „dein Vater wird bald wieder gesund.“

„Glaubst du?“ fiel der Kleine ihm lebhaft ins Wort, und seine Augen strahlten glücklich.

„O ja, warum denn nicht?“ erwiderte Waldi. „Hab nur keine Angst, Kjartan! Dein Vater ist gewiß auch nicht so alt.“

Hier wurde das Gespräch abgebrochen; der Hausherr mit Thorgrímur trat in die Stube.

Nach der üblichen Begrüßung setzte sich Thorgrímur an den Tisch, wo sein Essen schon bereitstand.

Er wurde nach verschiedenen Dingen gefragt, aber merkwürdig: was Kjartans Vater eigentlich fehlte, das erfuhr man auch von ihm nicht; er sagte ungefähr das nämliche wie zuvor der Kleine.

Während nun Thorgrímur aß und mit den Leuten redete, nahm der Hausvater uns Kinder mit auf sein Zimmer.

Kjartan sollte mitkommen. Vorher aber lief der artige Knabe noch zur Hausmutter und dankte ihr mit einem Kuß für das Essen.

Dann ging es hurtig auf das Zimmer des Hausvaters.

Als wir alle versammelt waren, setzte er sich nieder, zog den kleinen Kjartan zu sich hin und nahm seine beiden Hände in die seinen. Dann sagte er:

„So, Kinder, jetzt hört einmal: Habt ihr Lust, den Kjartan bei euch zu behalten?“

„O ja, Vater, ja, ja! Er soll bei uns bleiben!“ riefen wir in heller Freude alle zusammen.

„Das ist schön von euch, Kinder“, sprach der Vater weiter. „Habt auch acht, daß ihr recht gut miteinander auskommt, so ist es dann recht.“

„O gewiß, Vater!“ drängten die Kleineren sich vor, „wir haben Kjartan gerne bei uns; er ist so lieb, wir mögen ihn gut leiden.“

Kjartan stand ruhig und bescheiden da und schaute uns mit seinen großen, ernsten Augen an, gerade so, wie er uns zum erstenmal draußen vor dem Hof betrachtet hatte.

Der Vater nahm wieder das Wort und sagte:

„Es freut mich, Kinder, daß ihr schon so Freund geworden seid. Kjartan soll einige Zeit hier auf dem Hofe bleiben. Seid also gut gegen ihn und macht ihm den Aufenthalt angenehm.“

Dann wandte er sich zu Kjartan und redete ihm freundlich zu:

„Und du, mein lieber Kjartan, laß es dir recht gefallen bei uns; du sollst es hier gut haben. In einiger Zeit darfst du wieder heim.“

„Ihr aber, Kinder“, sagte er noch einmal zum Schluß, „sorgt nun schön, daß euer Kamerad kein Heimweh bekommt. Ihr wißt das ja schon zu machen.“

Damit waren wir entlassen.

Wir eilten hinaus ins Freie und führten noch an demselben Abend den neuen Freund durch allerhand Spiel und Scherz vortrefflich in unsere lustige Kindergesellschaft ein.

Thorgrímur reiste tags darauf wieder heim.

\*

Das Leben auf dem Hof ging nun einige Tage seinen gewohnten Gang.

Der kleine Kjartan war bald der Liebling aller geworden. Er bekam auch kein Heimweh; nur war er mitunter etwas ernsthaft und sann vor sich hin; im übrigen aber war er heiter und fröhlich wie wir andern alle.

Da trug sich — es war an einem Donnerstagabend — ganz unerwartet etwas zu, das mich noch jetzt schauern macht, wenn ich daran denke.

Von einem der Nachbarhöfe war Besuch gekommen. Es war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, der eine prächtige Singstimme hatte.

Die Leute waren mit ihrer Tagesarbeit fertig, und man saß wie gewöhnlich in der Wohnstube beisammen.

Da ein so ausgezeichnete Sänger unter uns weilte, bat man ihn, ein schönes Stück vorzutragen. Auf dem liederreichen Island war es ganz selbstverständlich, daß die Leute dies taten.

Um die Wahl des Liedes war man nicht in Verlegenheit.

Kurze Zeit vordem war nämlich von einem Skalden, der früher einmal auf dem Hof gewohnt hatte, ein Heldengedicht eingetroffen. Dies sollte der junge Mann an dem Abend singen.

Das Gedicht war sehr lang; es umfaßt mindestens zwölf Gesänge, von denen jeder sein eigenes Versmaß hatte, und jeder Gesang bestand aus vierzig bis fünfzig ganz kurzen Strophen.

Der Gast konnte natürlich die Bitte nicht gut abschlagen.

Er machte sich denn auch alsbald bereit und nahm Platz auf einem erhöhten Sitz bei der Lampe, einer kleinen Schale mit Öl, darin ein Wolldochtflämmchen brannte.

Alle rückten jetzt möglichst nahe zu ihm hin. Wir Kinder setzten uns zusammen an unsern kleinen Tisch in einem Winkel der großen Stube, der Tür gegenüber.

Es wurde still, ganz still.

Der Sänger mit klangvoller Stimme begann den ersten Gesang.

Das Gedicht handelte von den Kämpfen der dänischen und norwegischen Wikinger in England. Alles lauschte gespannt, auf jedem Gesicht konnte man sehen, wie ergriffen die Leute waren. —

Nachdem der erste Gesang beendet war, gab es eine kurze Pause.

Der Sänger wischte sich über die Stirn, die Leute wechselten leis ein paar Worte miteinander.

Dann fing gleich wieder der zweite Gesang an. Er hatte, wie gesagt, ein anderes Versmaß, und auch die Melodie war ganz anders als die erste.

Die Melodien dieser Skaldenlieder sind höchst eigentümlich. Sie gleichen in etwa dem katholischen Choralgesang; besonders die Psalmen in der Vesperandacht werden ähnlich gesungen.

Bemerkenswert ist außerdem, daß bei jeder Strophe die letzte Silbe so lange angehalten wird, als der Sänger es vermag.

Dem unsrigen gelang dieser Schlußton meisterhaft; seine Stimme hielt ihn voll und lang aus.

So folgte ein Gesang auf den andern mit ständig neuen Melodien.

Wir wurden nicht müde zu lauschen; es war ein Genuß, ein wahres Fest für uns alle.

Doch ach, das Fest sollte einen jähen, traurigen Abschluß finden.

Die Uhr hatte eben neun geschlagen.

Der Sänger war ungefähr zur Hälfte des langen Gedichtes gekommen, da geschah plötzlich das Unsägliche.

Mitten während einer Strophe gellte mit einem Male ein Schrei durch die große Stube, ein durchdringender, herzerreißender Angstschrei.

Wir sprangen alle entsetzt auf, der Sänger stockte und verstummte schließlich ganz. Was war geschehen?

Es war Klein Kjartan, der schrie und stöhnte, als wäre er irrsinnig geworden.

Er stemmte sich einen Schritt nach vorn und starrte mit weit aufgerissenen Augen zur Tür hin, um Hilfe schreiend und händeringend zum Erbarmen.

In einer Minute aber war alles vorbei.

Als die Leute ihm beispringen wollten, warf das unglückliche Kind sich über mich — ich war ihm nämlich am nächsten — und umklammerte krampfhaft mit beiden Armen meinen Hals. Dabei weinte und schluchzte er fortwährend.

Die Kleineren von den Kindern, die anfangs wie gelähmt vor Schrecken waren, begannen jetzt auch zu schreien und weinten laut mit ihm.

In der ersten Aufregung wußte niemand Rat noch Tat, man stand vor einem Rätsel.

Endlich versuchte jemand den Kleinen von mir wegzunehmen und hinauszutragen.

Es war umsonst. Kjartan schrie nur noch mehr, wenn einer ihn anrührte. Er hielt mich immer fester umschlungen und preßte sein Angesicht an meine Wange. Es war tränennaß und ganz heiß.

Plötzlich ließ er mich frei, starrte abermals nach der Tür, stieß einen Schrei aus und barg sich blitzschnell wieder an meiner Brust.

Inzwischen war der Hausherr, der auf seinem Zimmer das Schreien gehört hatte, herbeigeeilt.

Einen Augenblick blieb er sprachlos bei der Türe stehen. Dann aber drängte er sich durch die Leute hindurch, bis er bei uns zweien war.

Gleich beugte er sich zu Kjartan nieder, legte ihm sanft die Hand auf die Schulter und sagte liebevoll beruhigend zu ihm:

„Aber Kjartan, was hast du denn? Hat man dir etwas zuleid getan? Komm, Kind, sei wieder ruhig und sag mir, wo es dir fehlt.“

So und ähnlich redete er ihm zu.

Statt zu antworten ergriff Kjartan schließlich seine Hand, richtete sich auf, sah mit einem angstvollen Blick nach der Tür und rief, indem er sich gleich wieder zurückwarf und sein Gesicht zu verbergen suchte:

„Seht ihr ihn denn nicht dort hinten? Seht ihr ihn nicht?“

Alles schaute nach der Tür, aber es war nichts zu sehen.

Der Hausherr riß nun das unglückliche Kind von mir los, nahm es auf den Arm, streichelte ihm das scheu abgewandte Köpfchen und fragte mehrmals:

„Wen siehst du denn, Kjartan?“

Der Kleine klammerte sich wie ein Verzweifelter an ihn und wiederholte beständig:

„Könnt ihr ihn denn nicht sehen? Schaut doch hin! schaut doch hin!“

„Wer ist denn dort?“ schlug der Hausherr jetzt einen festen Ton an.

„Der Vater! der Vater!“ jammerte der Kleine, ganz außer sich.

Bei diesen Worten wurde der starke, kräftige Mann leichenblaß. Ohne noch eine Silbe zu reden, trug er den Knaben in sein Zimmer.

Wir Kinder folgten ihm auf einen Wink nach.

Im Zimmer setzte sich der Hausherr auf einen Stuhl und behielt den weinenden Kjartan auf dem Schoß.

Gleich darauf kam die Hausmutter herein und nahm dem stumm dasitzenden Manne den Knaben weg. Sie wiegte ihn auf dem Schoße wie ein kleines, krankes Kind, ihn zärtlich beschwichtigend und tröstend:

„Sei ein liebes, braves Kind, Kjartan. Du mußt jetzt nicht mehr weinen. Das ist nichts, was du gesehen hast, o nein! Sei nur gar nicht bange. . . . Du bist bloß ein wenig krank, du hast Fieber, mein gutes Kind. . . . Aber jetzt wird es bald besser werden, ja, ja. . . . Hab nur keine Angst mehr, Kjartan. . . . Nicht wahr, du bist jetzt wieder mein liebes, gutes Kind?“

O wie trefflich die Hausmutter es verstand, unserm armen Kjartan zu helfen!

Er wurde in der Tat ruhiger. Schließlich weinte und schluchzte er nur noch ganz leise.

Der Hausherr ging währenddem nachdenklich in der Stube auf und ab; er sah beständig auffallend bleich aus und sprach kein Wort.

Das war sonderbar.



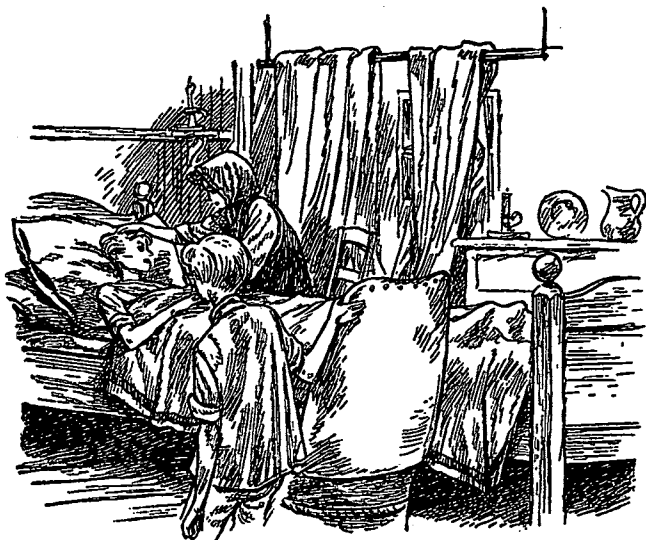
Ich fühlte, es mußte etwas Schreckliches geschehen sein, aber ich wußte mir das Ganze nicht zu erklären, und zu fragen getraute ich mir nicht.

Ich machte mich daher wieder zu den Leuten in der Stube, um zu hören, was die von der Sache sprächen. Allein auch da kam ich hinter nichts. Als ich mich etwas verstohlen ihnen näherte und sie merkten, daß ich ihnen zuhören wollte, hörten sie auf zu reden.

So ging ich denn wieder zu Kjartan.

Die Hausmutter hatte ihn auf ein Bett gelegt. Sie saß neben ihm, gleichsam beschützend über ihn gebeugt, und gab ihm liebevoll lächelnd gerade einen Kuß.

Ich schlich mich auf der andern Seite des Bettes dicht zu ihm hin und bemerkte zu meiner Freude, daß er jetzt wirklich zur Ruhe gekommen war.



Er sprach ganz still mit der Hausmutter, und ich hörte, wie er ihr zuflüsterte:

„Ja, es war mein Vater, er war es; am Hals hatte er eine große Wunde.“

Die gute Frau suchte ihn zu überzeugen, es sei nur eine Einbildung, eine Gesichtstäuschung gewesen, das habe nichts zu bedeuten.

Aber Kjartan wollte es nicht glauben; er widersprach ihr lebhaft.

Auf einmal wandte er sein Gesicht mir zu und sagte:

„Nonni, du hast ihn doch sicher auch gesehen?“

„Nein, Kjartan, ich habe nichts gesehen.“

„Hörst du, mein liebes Kind?“ fiel die Hausmutter ein, „niemand also hat etwas gesehen.“

„Aber ich sah ihn doch so deutlich! Er kam zur Türe herein, blieb stehen und sah starr auf mich. Dann bog er den Kopf zurück, und da sah ich an seinem Hals eine große Wunde, aus der Blut floß. Oh, es war so deutlich!“

All das flüsterte Kjartan so leise, daß ich mich anstrengen mußte, ihn zu verstehen.

„Nein, nein, Kjartan“, sagte die Hausmutter in zärtlich liebevollem Tone zu ihm, „das ist nicht wahr; glaube mir, das Ganze war nur Einbildung. Man meint da oft so genau und klar zu sehen, und doch ist es nur Täuschung. Glaub du mir nur, mein liebes Kind.“

„Ach, ich habe niemals etwas deutlicher gesehen als das“, gab er wieder zur Antwort. Und traurig fügte er hinzu: „Wenn ich nur wüßte, wie es meinem Vater geht!“

„Das werden wir bald erfahren, lieber Kjartan“, beruhigte ihn die Frau. „Morgen früh schicken wir einen Mann nach euerm Hof, dann werden wir gleich hören, wie es ihm geht. Aber denk daran, Kind, dein Vater ist in Gottes Hand, wie es ihm auch gehen mag.“ —

Tief erschüttert ging ich von dem armen kleinen Freund.

Ich wußte jetzt wenigstens etwas. Er hätte wirklich gemeint, er sehe seinen eigenen Vater in die Stube kommen mit . . .

Ach, ich konnte den schrecklichen Gedanken nicht zu Ende denken! Es kam mir schaurig, unheimlich vor.

Ich lief zu den andern und erzählte ihnen alles, was ich gehört hatte. Doch fügte ich gleich hinzu, es sei nur „Einbildung“ und „Gesichtstäuschung“ gewesen. Die Hausmutter hatte es gesagt, darum mußte es gewiß wahr sein. —

Inzwischen war es spät geworden, und wir Kinder mußten zu Bett gehen.

Kjartan schlief die Nacht drinnen bei dem Hausherrn und der Hausmutter.

\*

Am andern Morgen in der Frühe wurden wir durch Hundegebell und Pferdegetrappel aus dem Schlafe geweckt.

Ich sprang sogleich aus meinem Bett und sah zum Fenster hinaus.

Vom Gebirge her kam einer von den größeren Jungen des Hofes geritten.

Der Hausherr hatte ihn schon vor Tagesgrauen hinauf geschickt, ein Pferd zu holen.

Das Roß wurde gesattelt, und bald darauf sprengte ein Reiter von dannen, fort in der Richtung, woher Thorgrímur vor einigen Tagen den kleinen Kjartan gebracht hatte.

Es war einer von den Ältern des Hofes. Er mußte Botschaft holen, was mit Kjartans Vater sei und wie es ihm gehe. — —

Auf dem Hof wurde natürlich eifrig über die Sache hin und her gesprochen, und alles wartete in größter Spannung auf die Nachricht.

Die einen betrachteten Kjartans „Gesicht“ als sicheres Zeichen, daß ein Unglück passiert, oder gar, daß sein Vater eines gewaltsamen Todes gestorben sei.

Andere dagegen lachten darüber. Da sei weiter nichts dahinter, sagten sie. Kjartan sei eben durch die Wirkung des Skaldenliedes allmählich aufgereggt worden und in einen erhitzten Zustand geraten, und dann habe er plötzlich dieses Trugbild gesehen. Er sei ein zarter und kränklicher Knabe, da brauche man sich über so etwas nicht wundern; derlei Kinder seien für solche Dinge leicht empfänglich.

So waren die Meinungen geteilt.

All diese Unterredungen wurden ganz leise geführt. Kjartan bekam selbstverständlich nichts von allem zu hören.

Er wurde die ganze Zeit drinnen gehalten beim Hausherrn und der Hausmutter, und es geschah alles, um ihn zu beruhigen und zufriedenzustellen. Er wußte nur, daß ein Mann abgesandt war, und fragte darum öfters, ob er noch nicht zurückgekommen sei.

Ich hielt mich an dem Tage fast immer bei den Erwachsenen auf, um ja alles zu hören und wieder Neues zu erfahren.

Es glückte mir auch tatsächlich besser als den Abend vorher.

Am besten von allem, was gesprochen wurde, weiß ich noch dies:

Ein alter Mann, gewiß der Älteste auf dem Hof, sagte uns, er glaube ganz bestimmt, daß Kjartans Vater ein Unglück zugestoßen sei; solche Gesichte kämen gar nicht so selten vor, und sie zeigten fast jedesmal Schlimmes an.

„Ich selbst“, begann er darauf zu erzählen, „habe in meiner Jugend einmal etwas Ähnliches erlebt. . . .“

Kaum daß der Alte dies gesagt hatte, da richteten sich aller Augen auf ihn, und es ward mäuschenstill.

Ich stand hart an seinen Knien und schaute und hörte nur noch auf ihn. — Er fuhr fort:

„Ich wohnte damals mit meinem Bruder auf einem Hof in der Nähe des Meeres. Es war am Eyjafjörður, nicht weit von der Insel Hrísey. Der kleine Kjartan ist ja auch von dort her.

Eines Tages zog der Bruder und noch einer von den Männern des Hofes — er hieß Snorri — zum Fischfang aus.

Sie segelten in einem kleinen Boot auf den Fjord und fuhren an dem nahen Vorgebirge vorbei.

Dort wollten sie sich einen Teil des Tages aufhalten, um Schollen und Dorsche zu fangen.

Bald nach Mittag verdunkelte sich plötzlich der Himmel, und ein gewaltiger Sturm brach los.

Wir alle, ganz besonders aber ich, waren aufs äußerste bekümmert um die beiden draußen auf dem Meer.

Ich spähte fortwährend vom Hof hinunter über den breiten Fjord, doch vergebens; ich konnte nichts sehen.

Es war auch gar nicht möglich, das kleine Fahrzeug zu erblicken, selbst nicht, wenn es dicht am Lande gelegen wäre, denn der Sturm peitschte das Wasser hoch in die Luft.

Ich lief dann mit einigen Leuten hinab an die Küste. Aber das Boot kam nicht in Sicht.

Als es schon begonnen hatte zu dunkeln, ging ich allein, ohne die andern, in banger Sorge den Strand entlang.

Ich war kaum etwa zweihundert Schritte weit gekommen,

da sah ich mit einem Male einen Mann langsam auf mich zuschreiten.

Plötzlich blieb er stehen und schaute mich starr an.

Jetzt erkannte ich ihn: es war mein Bruder. Seine Kleider waren triefend naß.

Ich eilte gleich auf ihn zu, seelenfroh, daß er gerettet war.

Aber o Entsetzen! — Als ich ihm die Hand geben wollte, verschwand er.

Ich verstand sofort, was dies bedeuten sollte: mein Bruder war ertrunken!

Ich ging zurück und erzählte den Leuten, was mir begegnet war; doch keiner wollte es glauben.

Etwas später kam dann Snorri zu uns und berichtete, das Boot sei gekentert, und ihm sei es mit genauer Not gelungen, auf den Kiel zu kommen. Er sei dann ans Land geworfen worden, meinen Bruder aber habe er nicht mehr gesehen.“

So erzählte der Alte.

Mir war es ein paarmal kalt vom Rücken zum Kopf gelaufen, und lange noch, als er geendet hatte, sah ich ihm mit offenem Munde und großen Augen ins Angesicht. —

Ähnliche Geschichten konnte man an dem Tage mehrfach auf dem Hofe hören. Es wurde von Fernseherei und allerhand geisterhaftem Spuk gesprochen. Nichts aber hat mich so ergriffen wie die Erzählung des alten Mannes.

Schließlich hatten wir Kinder unsere Köpfe ganz voll von solchen Dingen.

Ich befand mich in einer eigentümlich wehmütigen Stimmung, die ich gar nicht beschreiben kann: ich hatte einen Blick getan in eine mir unbekannteseltame Welt von Geistern und Gespenstern.

\*

Es war Abend geworden, etwa die achte Stunde. Wir saßen alle beisammen in der Stube, die Kinder sowohl als die Erwachsenen.

Die Hausmutter und Kjartan waren noch immer im Zimmer des Hausherrn.

Auf einmal wurde es auf dem Hofe lebendig. Alle Hunde fingen an zu knurren und zu bellen.

Die Leute wandten die Köpfe, um zu sehen, wer komme. Wir Kinder sprangen auf die Bänke und schauten zum Fenster hinaus.

Bald sahen wir von weitem den am Morgen ausgeschickten Bötten daherreiten.

Jetzt kam er in scharfem Trab zum Hofe herangesprengt.

Die Hunde sprangen ihm alle entgegen, hüpfen an seinem Pferd hinauf und begrüßten ihn durch lautes, freudiges Bellen.

In der Wohnstube wurde kein Wort gesprochen; die Leute schauten einander stumm und ernst an. Sie waren sehr gespannt, das konnte man merken, aber keiner ging von seinem Platze; sie blieben alle ruhig sitzen und warteten.

Nur der Hausherr ging zum Boten hinaus.

Eine peinvolle halbe Stunde verstrich. In der Stube herrschte lautlose Stille.

Endlich kam der Hausherr, vom Boten gefolgt, herein.

Er sah wieder außerordentlich bewegt aus. Seine Ergriffenheit teilte sich uns allen mit.

Eine gute Nachricht hatte er nicht, das sah man ihm auf den ersten Blick an.

Die Spannung stieg aufs höchste.

Einige der Leute sprangen auf und gingen ihm bis zur Stubentür entgegen. Die andern folgten nach, und so standen wir bald alle im Kreise um ihn her.

Er blieb nun bei der Türe stehen und lehnte sich mit dem Rücken gegen eine Holzsäule.

Als alles still geworden, begann er:

„Leute, ich habe euch eine traurige Botschaft mitzuteilen. . . .“

Er machte eine kleine Pause. Seine Stimme war zittrig. Dann fuhr er fort:

„Nach dem, was sich gestern abend hier ereignet hat, wird es euch ja nicht mehr so ganz überraschen:

Kjartans Vater ist tot. . . !“

Bei diesen Worten lief mir ein kalter Schauer durch den Körper.

Unter den Leuten entstand eine lebhafte Bewegung.

„Ja, was ist denn passiert?“ fragten einige von den älteren Männern.

Wir Kinder fingen an zu weinen.

Der Hausherr suchte uns zu beruhigen und wandte sich in väterlich ernstem Ton an uns:

„Seid jetzt still, Kinder, und hört, was ich euch nun sage: Der kleine Kjartan soll noch einige Zeit bei euch bleiben, bis er sich erholt hat. Von seinem Vater dürft ihr ihm aber nie etwas sagen! — Versprecht ihr mir das?“

Wir versprachen es ihm fest und teuer.

Dann fuhr er wieder fort:

„Der arme Mann hat ein trauriges Ende gehabt: er ist in einem verstörten Gemütszustand ums Leben gekommen.

Er ging eines Abends allein in den Schafstall; dort geschah das Unglück.

Da er lange nicht zurückkam, schickte seine Frau ihm den Knecht nach, und der fand ihn bewußtlos in seinem Blute liegen mit einer Wunde am Hals.

Man tat gleich alles, was man tun konnte, um sein Leben



zu retten, und es glückte auch, die Wunde zu verbinden.

Nach und nach ging es wieder besser, und man durfte bereits hoffen, daß er sich bald wieder erholen werde.

Da hat er nun gestern abend in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn den ganzen Verband von der Wunde losgerissen und ist kurz darauf gestorben: es war in derselben neunten Stunde, da Kjartan ihn hier mit blutigem Hals zur Türe hereinkommen sah.“ —

Damit schloß der Hausherr seine traurige Mitteilung.

Die Leute gingen tief betrübt auseinander. In vielen Augen sah man Tränen.

Mir wurde namenlos weh.

Nach ein paar Wochen nahm Klein Kjartan zu unserm großen Leid von uns Abschied: Thorgrímur kam wieder geritten und holte ihn heim zu seiner Mutter.

## Das Lämmchen

---

Mein jüngerer Bruder Manni und ich hatten unsere Mutter oft und oft gebeten, sie möchte uns doch einmal in die Berge gehen lassen.

Wir waren nämlich noch nie recht weit droben im Gebirge gewesen, an dessen Fuß unser väterlicher Hof Mödruvellir im Hörgártale lag, und doch hätten wir so gerne gesehen, wie die Welt da oben aussieht.

An einem wunderschönen, warmen Sommertage endlich durften wir den lang ersehnten Ausflug machen.

Die Mutter ließ uns aber nicht allein fort, denn wir wären noch zu klein, sagte sie; Bogga, unsere ältere Schwester, mußte mit uns gehen.

Manni und ich waren glücklich. Gleich sprangen wir zu den andern Kindern des Hofes und erzählten es ihnen freudestrahlend.

Da bekamen wir noch weitere Gesellschaft: ein Junge und zwei Mädchen schlossen sich uns an. Der Junge hieß Árni, er war mein besonderer Freund; die beiden Mädchen waren: Dagmar, eine kleine Kopenhagerin, und unser noch ganz junges Dienstmädchen Elfn.

Zusammen waren wir also drei Jungen und drei Mädchen.

So verließen wir den Hof und zogen westwärts die grünen Halden der majestätischen Berge hinan, deren Gipfel hoch oben über den Wolken noch mit blendend weißem Schnee bedeckt waren.

Nachdem wir etwa eine Stunde marschiert und aufwärts gestiegen waren, kamen wir in eine Gegend, die für uns eine völlig neue Welt war.

Nie war ich so weit von unserm Hofe fort gewesen. Nie

hatte ich auch solche Blumen gesehen wie die, welche hier blühten. So schien es mir wenigstens.

Alles kam mir seltsam vor, neu und wunderbar.

Ich entdeckte da — es steht noch jetzt ganz frisch in meiner Erinnerung — eine kleine, himmelblaue Bergblume, deren Anblick mich so entzückte, daß ich niederkniete, um sie besser betrachten zu können.

Sie war umgeben von Gras und sammetweichem Moos und wiegte sich sanft auf ihrem feinen Stengel hin und her.

Ich war ganz außer mir vor Bewunderung und wagte gar nicht, sie anzurühren. Sie war so zart und schön und leuchtend wie ein Edelstein!

Ich konnte gar nicht fertig werden, die Wunderblume anzuschauen.

Zuletzt rief mich aber meine Schwester Bogga und weckte mich aus meinem Entzücken auf. Wir mußten ja voran, noch höher hinauf.

Schon nach kurzem Wandern begegnete uns wieder etwas Schönes.

Mein kleiner Freund Arni, der ein wenig vorausgeeilt war, rief uns mit einem Male laut zu:

„Nonni! Manni! Bogga!... kommt doch! seht doch!“

Wie um die Wette sprangen wir alle zu ihm hin und sahen nun — ein ganz kleines, schneeweißes Lämmchen vor ihm im Grase stehen.

Es war ein unbeschreiblich zartes, niedliches Geschöpf; es sah aus wie neugeboren und war gewiß erst ein paar Tage alt.

Und wie zutraulich das Tierchen war! Ohne alle Furcht kam es auf uns zu und schaute uns an, als wären wir alte Bekannte und Spielkameraden gewesen.

Wir knieten und legten uns alle freudig erregt um es herum; jedes wollte am nächsten bei ihm sein.



Das kleine Wesen, das noch etwas unbeholfen auf seinen schwachen Füßchen stand, schien nicht im geringsten darüber verlegen zu sein, daß es so plötzlich der Mittelpunkt in diesem Kreise wildfremder Menschenkinder geworden war.

Im Anfang freilich schaute es uns ein wenig verwundert an. Es wandte sich von einem zum andern, schnupperte so artig und nett an uns allen, nieste ein paarmal, aber nur so ein ganz klein bißchen, legte so bescheiden, so fein und so unschuldig sein schneeweißes Köpfchen bald diesem, bald jenem an die Brust und roch vorsichtig wieder und wieder an uns, wie um zu fragen, wer wir wohl seien und woher wir kämen.

Wir streichelten und liebkosten und küßten es, so wie Kinder es machen, und wollten uns gar nicht mehr von ihm trennen.

Da auf einmal hörten wir ein ängstliches, kräftiges Blöken gerade hinter uns.

Es war die besorgte Mutter unseres kleinen Spielkameraden, die in der Nähe graste. Sie hatte wohl eben das Verschwinden ihres Lieblings bemerkt und rief ihn daher mit aller Bestimmtheit zurück.

Kaum hatte das Lämmchen die rufende Stimme gehört, da sprang es mit einem erstaunlich leichten Satz einem von uns über die Schulter und eilte, so schnell es die zarten Beinchen trugen, zu seiner Mutter.

Diese empfing es mit der größten Zärtlichkeit und liebte es.

Sie schnupperte liebevoll an ihm herum und stieß dabei fortwährend Laute aus, die uns wie kleine Seufzer vorkamen. Das Lämmchen schmiegte sich an sie heran und antwortete auf ihre Zärtlichkeiten, indem es mit seinem weichen, zarten Stimmchen ganz leise blökte. Dann duckte es das Köpfchen unter seine Mutter und trank von ihrer Milch.

Das alte Schaf schaute uns indessen ruhig an und schien uns dankbar zu sein, daß wir dem Kleinen kein Leid getan hatten.

Das war ein gar liebliches Bild. Wir betrachteten es noch eine Weile, um dann endlich wieder die unterbrochene Wanderung den Berg hinan fortzusetzen.

Das Lämmlein hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es mir nicht mehr aus dem Sinne schlagen konnte. Ich empfand eine unaussprechliche Wonne und Freude in mir. Die Welt mit all ihrer Schönheit kam mir immer mehr wie ein Paradies vor. —

Nach einiger Zeit waren wir so hoch auf den Halden und Hängen des mächtigen Berges emporgekommen, daß die Größern unter uns meinten, es sei nun weit genug.

Wir setzten uns also nieder und ruhten ein wenig aus.

Hernach pflückten wir Bergblumen und seltene Kräuter und begaben uns dann wieder auf den Heimweg den Berg hinunter.

Als wir zu der Stelle kamen, wo wir dem kleinen Lämmchen begegnet waren, schauten wir gleich wieder nach ihm aus. Wir wollten es noch einmal sehen und Abschied von ihm nehmen; vorher war es uns ja auf den Ruf seiner Mutter so plötzlich entschlüpft.

Doch anfangs konnten wir es gar nicht finden. Es war nicht mehr an demselben Platz wie zuvor.

Wir spähten umher und suchten da und dort, sahen es aber nirgends.

Vielleicht war es mit seiner Mutter etwas weiter den Abhang hinuntergegangen, links vom Wege. Dort war eine kleine Böschung, dahinter konnte es sein.

Wir liefen hinab, und wirklich, hier fanden wir das Lämmchen wieder, mitten im grünen Grase.

Aber ach! was war mit ihm geschehen?

Es stand aufrecht da und zitterte an seinem ganzen kleinen Leibe.

Als es uns erblickte, fing es mit seinem zarten Stimmchen rührend an zu blöken. Es mußte ihm ein Unglück zugestoßen sein.

Wir gingen näher zu ihm hin und sahen nun zu unserm Entsetzen, daß etwas Rotes aus seinen Augen herunterträufelte!

Wir waren vor Schrecken und Schmerz wie gelähmt und wußten zuerst gar nicht, was wir tun sollten.

Da auf einmal entdeckten wir im Grase noch ein zweites

Tier, eine unheimliche, kohlschwarze Gestalt; es mußte ein Rabe sein.

Er hüpfte und flatterte dem Lamme gegenüber unruhig hin und her.

Aber was wollte denn der hier? Das konnten wir uns gar nicht denken.

Es sollte uns jedoch bald klar werden, und ach! auf eine gräßliche Weise.

Ehe wir es nämlich recht sahen, stürzte der Rabe sich auf das Lämmchen und hieb ihm seinen starken Schnabel in das eine Auge!

Wir stießen alle zugleich einen lauten Schrei aus und sprangen hinzu, unserm armen kleinen Freund zu helfen.

Der Rabe flog auf und verschwand sofort zwischen den nächsten Felsen.

Das Lämmchen aber stand zitternd und blutend vor uns im Grase.

Meine Schwester Bogga hob es vorsichtig auf und hielt es auf ihren Armen. Wir andern stellten uns, mit Tränen in den Augen, um sie herum und betrachteten mitleidig das unglückliche Tierchen.

Der teuflische Raubvogel hatte ihm wirklich schier beide Augen ausgehakt; wenigstens kam es uns so vor.

Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen; ich jammerte und weinte bitterlich. Die Kleinern folgten meinem Beispiel.

Die älteren Mädchen blieben ruhig und hielten inzwischen Rat, was nun zu tun sei.

Sie sagten, wir müßten das Lämmchen zum nächsten Hof bringen, zu dem es wahrscheinlich gehöre.

Gerade als wir uns auf den Weg dorthin begeben wollten, erscholl plötzlich die Stimme des Mutterschafes wieder, genau wie das erstemal.

Das Lämmchen fuhr zusammen und versuchte, sich aus

Boggas Armen zu befreien. Das gelang ihm aber diesmal nicht; Bogga hielt es ganz gelinde zurück.

Seine arme Mutter kam nun kläglich blökend hinter uns her.

Die kleine Elín wandte sich nach ihr um und sagte in vorwurfsvollem Tone:

„Du hättest besser aufpassen sollen, dann wäre das Unglück nicht geschehen. Jetzt ist es zu spät, zu klagen.“

Ich sagte nichts, aber ich erinnere mich noch, daß mir diese Worte sehr mißfielen.

Das unglückliche Schaf war nach meiner Meinung fast ebenso beklagenswert wie das Lämmchen. Ich lief deshalb zu ihm hin und versuchte es zu trösten.

Es war fast ganz zahm und ließ sich ruhig von uns Kleinen über den Rücken streicheln.

Wir setzten nun unsern Weg fort und erreichten bald den nächsten Hof.

Der Bauer erkannte die Tiere sogleich, es waren die seinigen.

Bogga erzählte ihm, wo wir das Lämmchen gefunden, und wie der böse Rabe ihm die Augen habe aushacken wollen.

Der Mann dankte uns freundlich dafür, daß wir ihm das Tierchen gebracht hatten. Und da er sah, wie traurig wir waren, sagte er, wir sollten uns nur wieder trösten: das Lämmchen werde sich bald wieder erholen, er würde es gut pflegen.

Durch diese Versicherung wurden wir wenigstens etwas beruhigt.

Wir nahmen Abschied von dem Bauer, streichelten zärtlich noch einmal unsern kleinen Liebling und machten uns dann auf den Heimweg, still und betrübt.

Während wir die Bergeshalden hinunterwanderten,



meist durch hohes Gras oder durch blühendes Heidekraut wachend, konnte ich an nichts anderes denken als an das arme, unschuldige Lämmlein mit den blutenden Augen.

Ich war sehr niedergeschlagen.

Vor wenigen Stunden noch hatte ich in jubelnder Freude die Welt so herrlich und schön gefunden, und jetzt kam sie mir so elend und böse vor. Es empörte mich, daß ein Unschuldiger so viel leiden müsse.

Ach, das liebe, arme Lämmlein! — Wie werden es seine Augen schmerzen! — Das ist doch ungerecht! — Und da sagt die Mutter, Gott sei so gut! — Warum half er denn dem kleinen Tierchen nicht?

Ich konnte es nicht begreifen und wurde immer noch trauriger.

Zu Hause würde ich aber meine Mutter fragen! dachte ich bei mir.

Und so machte ich es auch.

Als wir auf unserem Hofe ankamen, lief ich sofort hinein und erzählte ihr, was geschehen war.

Zuletzt fragte ich sie:

„Aber Mutter, warum hat denn Gott dem Lämmchen nicht geholfen?“

Statt zu antworten, hob die Mutter mich zu sich empor und drückte mich zärtlich an ihr Herz.

Dann setzte sie sich auf einen Stuhl nieder und nahm mich auf ihren Schoß. Ich lehnte mich an ihre Brust und weinte.

Da legte sie mir liebevoll die Hand auf das Haar und tröstete mich.

„Du mußt jetzt nicht mehr weinen, Nonni“, sagte sie. „Das Lämmchen wird schon wieder gesund werden.“

„Ja, aber aus seinen Augen läuft doch Blut heraus, Mutter! — Wie muß ihm das weh getan haben!“

„Das hat ihm nicht so weh getan, wie du meinst, mein liebes Kind. Die Tiere leiden nicht auf dieselbe Weise wie die Menschen; sie fühlen den Schmerz nicht so wie wir.“

„Ist das wahr, Mutter?“

„Ja, Nonni, Gott hilft allen seinen Geschöpfen, auch den kleinen Tieren. — Nein, dem Lämmchen tut das nicht so weh, wie du meinst.“

Die Worte meiner Mutter beruhigten mich nach und nach vollständig, und ich fühlte mich wieder froh und glücklich.

Ich war jetzt sicher, daß die Leiden meines lieben Lämmchens nicht so groß waren, wie ich geglaubt, und es würde ja auch bald wieder gesund werden, hatte die Mutter gesagt.

So hatte also Gott dem kleinen, unschuldigen Tierchen doch geholfen.

# Die Uala

---

## 1. Die Uala kommt

Was ich hier erzähle, begab sich in meiner frühesten Jugend auf dem Gute Mödruvellir im nördlichen Island.

Wir waren damals drei Geschwister, meine ältere Schwester Bogga, mein jüngerer Bruder Manni und ich.

Außer uns gab es aber noch viele Kinder auf dem Hofe.

Meine täglichen Spielkameraden waren: unser kleines Dienstmädchen Elín; unseres Nachbarn, des Amtmanns Havstein, kluge Pflögetochter Thora, ein kleines Mädchen aus der angesehenen Familie Briem; Dagmar, eine kleine Kopenhagerin; meine Schwester Bogga und mein Freund Arni — alles muntere, fröhliche Kinder.

An einem warmen, sonnigen Sommernachmittag spielten wir auf einer blühenden Wiese, nicht weit von unserem Hof.

Die Wiese hatte auf einer Seite eine kleine Erhöhung, welche die Aussicht gegen Süden versperrte. Darüber ging der Hauptweg, der von Akureyri her nach Mödruvellir führt.

Als wir uns gerade anschickten, ein neues Spiel zu beginnen, kam von der Höhe herab eine hohe Gestalt zu Pferd auf uns zugeritten.

Es war eine große, stattliche Frau.

Über den Kleidern trug sie einen einfachen, aber sauberen und kleidsamen schwarzen Mantel. Ihre Kopfbedeckung war eine gewöhnliche isländische Mütze, von deren Spitze ein schwarzer, etwa sechs Zoll langer Seidenquast über die Wange niederhing.



An der Mütze wie an dem schwarzen Mantel sah man einige bescheidene Schmucksachen aus Silber; am Finger trug sie einen glänzenden goldenen Ring.

Ihr Haar war silbergrau und fiel in großen Flechten über Nacken und Schläfen.

Das scharf geschnittene Gesicht zeugte von ungewöhnlicher Kraft und Festigkeit. Wegen seiner großen, ruhigen Falten glich es weit mehr dem Gesicht eines Mannes als dem einer Frau. Die glanzvollen, kohlschwarzen Augen brannten unter den dunklen, buschigen Augenbrauen mit einem Feuer, das einem fast Schauer einflößte.

Sie konnte aber auch sanft lächeln, und dann hatten wir gar keine Angst mehr vor ihr.

Wir Kinder standen da und schauten mit großen Augen zu der seltsamen Frau hinauf.

Sie redete uns freundlich an und sagte:

„Guten Tag, Kinder.“

„Guten Tag“, antworteten wir alle zusammen.

„Sind eure Eltern zu Hause?“

„Ja.“

„Sind Fremde auf dem Hof?“

„Nein, es sind keine da.“

Jetzt wagte sich meine Schwester Bogga vor und richtete an die Frau die herkömmlichen Fragen:

„Wie heißen Sie?“

„Ich heiße Thordis.“

„Wie weit wollen Sie reiten?“

„Vorläufig nur bis hierher.“

„Dann begleiten wir Sie bis zum Hofe und rufen unsere Eltern.“

„Danke schön, Kinder, das ist sehr brav von euch.“

Sie trieb ihr Pferd an, und wir Kinder gingen das kleine Stück Weges neben ihr her.

Die fremde Frau war — die „Vala“<sup>1</sup>.

Diese Vala war aber keine heidnische wie die norwegischen und dänischen Valas, die in alter Zeit mit großem Gefolge durch Norwegens wilde Täler und über Dänemarks waldbewachsene Ebenen dahinzogen und durch ihre Zaubereien überall Furcht und Schrecken verbreiteten, wohin sie kamen.

Nein, die Vala, die uns besuchte, war eine gute, christliche Vala, eine kenntnisreiche, kluge Frau. Sie war schon über sechzig Jahre alt.

Den Beinamen „Vala“ hatte sie bekommen, weil es Leute gab, die da meinten, sie verstehe sich auf Zauberei.

Das war aber keineswegs der Fall. Ihre Zaubermacht bestand einzig und allein darin, daß sie außergewöhnlich

---

<sup>1</sup> Vala = Seherin, Zauberin.

viel wußte und so gut erzählen konnte wie niemand anderer weit und breit. So war sie eine bekannte und angesehene Frau geworden. —

Als wir auf dem Hofe ankamen, lief Bogga sogleich hinein ins Haus, um die Fremde zu melden. Arni und ich hielten der Frau das Pferd.

Obwohl sie schon so alt war, sprang sie doch ganz leicht herunter.

Hinten am Sattel war eine kleine Tasche festgebunden, die nahm die Frau zu sich.

Indes kam die Mutter zur Türe heraus, eilte auf die fremde Frau zu, umarmte sie und sagte:

„Willkommen, Thordis! Es freut mich, daß Sie uns besuchen. Hoffentlich haben Sie etwas Zeit für uns übrig.“

„Herzlichen Dank, liebe Sigrid“, erwiderte Thordis, „ich nehme die Einladung an.“

„Und wie lange dürfen wir Sie hierbehalten?“

„Wenn es Ihnen nicht allzuviel Mühe macht, würde es mich freuen, wenn ich drei Tage bei Ihnen wohnen könnte.“

„Nur drei Tage? — So wird es aber doch nicht eilen, liebe Thordis. Gäste wie Sie müssen bei uns zum wenigsten einen Tag dazu geben.“

Dann wandte sich die Mutter zu Bogga und sagte:

„Bogga, hole den Gudmund und sag ihm, er soll das Pferd oben auf die Wiese bringen.“

Gudmund war unser Knecht, ein großer, starker Mann mit kohlschwarzem Vollbart.

Er kam gleich herbei, grüßte Thordis mit seiner tiefen Baßstimme und gab ihr die Hand. Dann schwang er sich auf das Pferd und ritt mit ihm gegen Westen die nächsten Berghöhen hinan.

Nun ging die Mutter mit Thordis hinein. Wir Kinder folgten hinterher, so nah es sein konnte.

Da Thordis in die Stube trat, kam der Vater ihr entgegen und begrüßte sie ebenso freundlich, wie vorher die Mutter getan. Man bot ihr einen Stuhl an, und sie nahm Platz.

Während Vater, Mutter und Thordis drinnen miteinander sprachen, nahm ich meine kleine Freundin Thora, des Amtmanns Pflegetöchterlein, am Arm und sagte ihr, daß die andern es nicht hören konnten, leise ins Ohr:

„Thora, willst du nicht ein wenig mit mir hinausgehen? Ich muß dich etwas fragen.“

Thora, die immer sehr freundlich und aufmerksam gegen mich war, erwiderte:

„O ja, Nonni, recht gern. Komm nur mit, wir wollen gleich gehen.“

Thora war ein gescheites Mädchen.

Draußen setzten wir uns ins Gras, ganz nahe zueinander, und ich sagte zu ihr:

„Thora, du weißt doch etwas von Thordis. Ist es wahr, versteht sie sich auf Zauberei?“

„Es gibt Leute, die das sagen“, antwortete Thora. „Ich glaube es aber nicht, Nonni. Du weißt ja, man soll nicht leicht an Zauberei glauben.“

„Sei doch so gut und erzähl mir etwas von ihr!“

„Ja, das will ich gern tun, Nonni. Was ich von ihr weiß, erzähle ich dir jetzt.“

Wie sie das sagt, kamen auch die andern Kinder aus dem Hause.

Ich rief ihnen mit wichtiger Miene zu:

„Arni, da kommt zu uns her! Thora weiß etwas von Thordis!“

Im Nu saßen alle um das Mädchen herum und horchten gespannt auf seine Erzählung.

Thora begann:

„Die Thordís wohnt drüben in Akureyri. Sie ist einige Jahre verheiratet gewesen, doch ihr Mann war sehr böse gegen sie. — Und jetzt sollt ihr eine unheimliche Geschichte hören.“

Bei diesen Worten rückten wir noch näher zu Thora und wandten kein Auge mehr von ihr.

Sie fuhr fort:

„Eines Tages reiste der Mann der Thordis fort, nicht weit, die Reise dauerte vielleicht zwei Tage.

Auf dem Heimweg, als er gerade über die Eyjafjardará<sup>1</sup> reiten wollte, fiel er vom Pferde und ertrank. Er war nämlich stark berauscht. — Denkt euch, er ist in der Trunkenheit gestorben! in einer Sünde!

Thordis ging am Abend zu Bett, ohne daß sie etwas von ihm wußte. Nachts aber wachte sie auf. Sie hatte gehört, wie jemand ihr Zimmer betrat.

Es war gerade Mondschein in jener Nacht, und nun erkannte sie, daß es ihr Mann war, der hereinkam!

Er ging langsam auf ihr Bett zu, und sie sah, daß er triefend naß war.“

„War er schon tot?“ fragte Dagmar, das kleine dänische Mädchen, mit kaum hörbarer Stimme.

„Ja“ sagte Thora. „Er starrte sie mit einem so unheimlichen Blick an, daß sie sich gleich darüber klar wurde, er müsse tot sein, und es sei nur sein Gespenst im Zimmer bei ihr.

Da rief sie in ihrer Angst: ‚Geh fort von hier, du Verfluchter!‘

Und im selben Augenblick verschwand er, und sie hat nie mehr etwas von ihm gesehen. — Am nächsten Tage erfuhr sie, daß er ertrunken war. . . .

---

<sup>1</sup> Ein Fluß südlich von Akureyri.



Das ist das eine, was ich von Thordis weiß“, schloß Thora die schaurige Erzählung.

„Aber Thora“, fragte Dagmar wieder, „ist Thordis auch eine gute Frau?“

„Ja, das ist sie. Sie ist sehr fromm. Sie kann beinah die ganze Bibel auswendig. Oft reist sie umher, und sie wird überall gern aufgenommen.“

Wenn sie auf einen Hof kommt, erzählt sie immer so schöne Geschichten, daß man sie gar nicht mehr fortlassen will.

Sie weiß viele Geschichten aus fremden Ländern. Die haben die Leute am liebsten, und sie erzählt sie auch gern.

Man sagt auch, sie habe eine geheimnisvolle Macht über ihre Zuhörer, sie könne zaubern.

Das ist aber alles nicht wahr, das müßt ihr nicht glauben.

Thordis hat eine ganz außergewöhnliche Gabe fürs Erzählen, das ist der einzige Zauber, den sie ausübt. Mein Pflegevater hat es gesagt.“

„Thora“ sagte ich, „glaubst du, sie erzählt auch heute Geschichten?“

„Ja, Nonni, das tut sie ganz gewiß. Damit bezahlt sie nämlich die Gastfreundschaft, die man ihr erweist.“ —

Inzwischen war die Ankunft des seltenen Gastes bei allen Familien des Gehöftes bekannt geworden. Ja sogar auf „Friedrichsgabe“, dem Hause des Amtmanns, wußte man es schon.

Der Ort, wo man sich um Thordis versammeln wollte, war bald ausgemacht: alle sollten zu einer bestimmten Stunde des Abends im Wohnzimmer meiner Eltern zusammenkommen.

Als es nun soweit war, erschienen die Leute, einer nach dem andern, vor unserem Hause. Da blieben sie stehen und redeten miteinander.

Nach und nach kamen immer mehr von den verschiedenen Familien, die auf unserem Hof und auf „Friedrichsgabe“ wohnten.

Besonders zahlreich fand die Jugend sich ein, Jungen und Mädchen.

Endlich öffnete Bogga das Fenster und rief den Leuten, sie möchten jetzt hineinkommen.

Es war ein ganzer Zug, der sich langsam und ruhig ins Haus begab und dann ins Wohnzimmer.

Die Leute gingen einzeln zu Thordis hin und grüßten sie ehrerbietig, die Männer mit Handschlag, die Frauen mit einem Kuß.

Wir Kinder warteten, bis die Erwachsenen fertig waren. Dann drängten wir alle auf einmal vor, und jedes wollte die Frau küssen.

Das hätte aber viel zu lange gedauert. Thordis ließ sich daher nur von einigen küssen, die zunächst bei ihr standen; die übrigen begrüßte sie nicht einzeln, sondern alle gemeinsam, aber auch recht liebevoll, indem sie diesem und jenem lächelnd auf die Wange oder den Kopf tatschte.

## *2. Die Uala erzählt die Geschichte von der gefährlichen Nachtwache*

Mitten in der Stube waren eine Menge Bänke und Stühle aufgestellt worden. Die Erwachsenen nahmen Platz darauf.

Ich setzte mich zusammen mit meinen Geschwistern und unzertrennlichen Freunden und Spielkameraden Elín, Bogga, Dagmar, Thora und Árni oben auf die große, riesig hohe Staatstruhe meiner Eltern, die in einer Ecke der Stube stand. Sie war ein uraltes Familienstück.

Dort bildeten wir sechs Glückliche eine fröhliche Gruppe und konnten über die Köpfe der vielen Leute hinwegsehen.

Thordis setzte sich beim Schreibtisch meines Vaters in einen Lehnstuhl.

Nachdem alles still geworden war, warf sie einen scharfen Blick über ihre Zuhörer, dann begann sie mit ihrer tiefen, kräftigen, jedoch hie und da wegen ihres hohen Alters etwas zitternden Stimme:

„Ich habe für heute abend eine spannende Geschichte gewählt. Im Sommer, wo man meist müde ist von der Arbeit des Tages, hören die Leute das gern. Darum wollen wir uns, denke ich, die Belehrung wieder auf den Winter sparen.

Ich möchte Sie also jetzt bitten, folgen Sie mir in Gedanken weit fort nach Süden, hinunter bis nach Afrika, dem dunklen Erdteil. Dort hat sich vor vielen Jahren zgetragen, was ich Ihnen nun erzähle. —

Im Jahre 1830 nahmen die Franzosen, wie Sie alle wissen, Algier, das lange Zeit hindurch ein in ganz Europa gefürchtetes Räubernest gewesen ist. Von Algier liefen unzählige Seeräuberschiffe aus, die plünderten und raubten, wohin sie kamen.

Einige Male besuchten sie sogar unser Land. Sie wüteten auf den Westmannainseln und anderswo und führten viele isländische Gefangene mit sich nach Afrika in die Sklaverei.

Endlich machten die Franzosen dem Unwesen ein Ende, indem sie, wie gesagt, Algier einnahmen und ganz Algerien eroberten.

Die meisten Einwohner von Algerien werden Kabylen genannt.

Die Kabylen sind ein tapferes, kriegerisches Volk. Sie unterwarfen sich denn auch sehr unwillig der französischen

Herrschaft. Und dann brachen fortwährend Aufstände in dem eroberten Lande aus.

Die Franzosen sandten deshalb von Zeit zu Zeit kleinere Heeresabteilungen ins Land, um die Aufrührer zu bändigen und zu züchtigen.

Erst nach langwierigen und unglaublich blutigen Kämpfen glückte es ihnen, den hartnäckigen Widerstand der tapfern Kabylen zu brechen. —

Auf einem diese Streifzüge geschah, was ich jetzt erzählen will.

Eine französische Heeresabteilung war gerade weit in das aufständische Land hineinmarschiert und hatte schon mehrere Zusammenstöße mit dem Feinde gehabt. Da brach wegen des schlechten Trinkwassers eine ansteckende Krankheit unter der Mannschaft des kleinen französischen Heeres aus.

Der General kam in große Schwierigkeit.

Viele Soldaten waren tot. Die Kabylen folgten auf ihren schnellen Rossen raubvogelartig der französischen Heereskolonne auf den Fersen und beunruhigten sie beständig.

Blieb ein Soldat auf dem Marsche zurück, so konnte man fast sicher sein, daß er von den Kabylen überfallen werde.

Schnell wie ein Sturmwind waren sie da und umringten ihn. Im nächsten Augenblick war er getötet, beraubt und sein Haupt abgeschlagen, und die Reiter verschwanden mit ihrer Beute im Nu wieder in der Wüste.

Die französischen Soldaten, die einem Kameraden zu Hilfe eilten, kamen immer zu spät; sie trafen nur noch seine Leiche an.

Ja oft fanden sie keine Spur mehr von ihm. Dann war der Unglückliche lebend in die Hände der Kabylen geraten.

Die wilden Reiter hatten sich auf ihn geworfen und ihn auf der Stelle gebunden. Darauf ward er vor einen aufs

Pferd gesetzt, und die unheimlichen Gesellen sprengten in fliegender Eile mit ihm davon.

Das war das Ärgste, was den Franzosen begegnen konnte; denn man wußte bestimmt, daß der Unglückliche grausam zu Tode gequält wurde.

Unter diesen Umständen war es notwendig, ein ordentliches Lager aufzuschlagen, damit das kleine Heer sich ausruhen könne.

Der französische General ließ daher in dem bergreichen Lande einen geeigneten Platz aussuchen.

Die Soldaten fanden auch bald ein kleines, üppiges Tal, wo es gutes Wasser gab.

Dort schlugen die Franzosen ihr Lager auf und befestigten es sofort kriegsmäßig. Sie stellten ringsherum Kanonen auf, womit sie augenblicklich jeden Angriff abwehren konnten.

Den Soldaten wurde die äußerste Vorsicht anbefohlen, wenn sie sich allein außerhalb des Lagers aufhielten, denn auch da schwärmten reitende Kabylen umher.

Gegen Süden, Norden, Osten und Westen erhoben sich, ganz nahe beim Lager, größere Anhöhen.

Auf den vier höchsten Punkten wurden sogleich Wachtposten aufgestellt. Die sollten bis zum Abend bleiben und dann für die Nacht von vier neuen abgelöst werden. Beim geringsten Anzeichen von Gefahr mußten sie Alarm schlagen.

Am ersten Abend nun nach der Ankunft in dem kleinen Tal wurden die vier Nachtschildwachen zur Ablösung auf die Hügel geschickt.

Diese Nachtschildwachen waren lauter auserlesene Männer; denn nachts war die Gefahr eines Angriffes und Überfalles immer am größten.

Die erste Nacht verlief ruhig.

Bei Tagesgrauen ging wieder eine Ablösung hinauf.

Bei den Posten gegen Norden, Osten und Süden war alles in Ordnung; sie wurden gewechselt.

Als aber die Soldaten auf die westliche Höhe kamen, fanden sie zwar die Stelle, wo die Schildwache stehen sollte; den Mann selbst aber — fanden sie nicht. . . .“

Die letzten Worte sprach Thordis so eigentümlich aus, daß unwillkürlich ein Schauer durch die ganze Versammlung ging.

Dann machte sie eine Pause.

Unsere Spannung wuchs mit jeder Sekunde. — Dem unglücklichen Mann war gewiß etwas Schreckliches zugestoßen.

Die kleine Dagmar in ihrer dänischen Lebhaftigkeit rief ganz laut:

„Ja, was war aus dem Mann geworden?“ riefen jetzt mehrere Kinder zugleich.

„Wo war er denn geblieben?“

Die Erwachsenen hießen uns ruhig sein.

Thordis aber, die eine Meisterin in der Erzählungskunst war, beeilte sich keineswegs, uns Antwort zu geben. Sie sah ruhig auf die Zuhörer, bis wieder alles still geworden war. Dann sagte sie ganz langsam und in geheimnisvollem Tone:

„Der Mann war spurlos verschwunden! . . .“

Die Soldaten standen erst einige Augenblicke wie gelähmt da.

Der Mann war offenbar im Dunkel der Nacht von den listigen Kabylen überfallen worden, und sie hatten ihn augenscheinlich lebend fortgeschleppt! Es fand sich keine Spur von ihm.

Da rief plötzlich einer der Soldaten, der etwas weiter gegangen war als die andern:

„Hier liegt sein Gewehr!“

Er hob es auf und hielt es in die Höhe.

Die Gerufenen liefen gleich zu ihm hin, und er zeigte ihnen, wo das Gewehr gelegen war.

Wie sie näher zusahen, entdeckten sie im Sand einige Blutflecken.

Einer von ihnen glaubte Fußspuren eines Pferdes zu sehen, sie waren jedoch sehr undeutlich.

Die Soldaten sprachen eine Zeitlang hin und her. Schließlich aber schien ihnen kein Zweifel mehr möglich: der unglückliche Mann war das Opfer eines nächtlichen Überfalls geworden. Alle Zeichen wiesen darauf hin.

Sie gingen zurück ins Lager und meldeten die Sache dem General. —

Am folgenden Abend wurden die Wachtposten aufgestellt wie tags zuvor. Den Platz oben auf der verhängnisvollen Höhe bekam ein beherzter Mann, und es wurde ihm besonders eingeschärft, er solle sich nicht vom Schlaf überwinden lassen.

Die Nacht kam heran. Sie verlief wie die vorherige, man bemerkte nichts Ungewöhnliches.

Als aber am Morgen die Schildwachen abgelöst wurden, zeigte sich wieder das Seltsame: die Posten auf dem nördlichen, östlichen und südlichen Hügel standen an ihrem Platz, der auf dem westlichen Hügel war verschwunden!

Wieder fand man in der Nähe das Gewehr im Sand und sah ein wenig Blut daneben. Das war alles.

Jetzt begann die Sache doch etwas unheimlich zu werden. Soldaten wie Offiziere sprachen fast nur mehr von dem gefährlichen Posten und den vielen früheren Überfällen, welche die Kabylen mit kleinen Blendlaternen mitten in der Nacht oft in der dreistesten Weise ausgeführt hatten.

Der General überlegte nachdenklich, was da zu tun sei.

Dann ließ er den Soldaten bekannt machen, daß er für die folgende Nacht keinen verpflichten wolle, den westlichen Posten zu übernehmen. Wer es freiwillig wage, der solle sich bei ihm vorstellen.

Und sogleich meldete sich eine ganze Anzahl von Freiwilligen.

Der General wählte nun selbst denjenigen aus, den er für den tapfersten und zuverlässigsten hielt, und gab ihm persönlich seine Weisungen: er solle seine Augen gut gebrauchen und sich ganz still verhalten, um jeden, auch den geringsten Laut zu hören. Den Tag über solle er sich jetzt tüchtig ausruhen, damit er die Nacht hindurch wach und frisch bleibe.

Der Soldat tat, wie ihm befohlen. Er schlief den größten Teil des Tages. Am Abend nahm er noch eine kräftige Mahlzeit und begab sich dann auf seinen schweren Posten.

Nach dieser dritten Nacht war dasselbe wie nach den beiden ersten geschehen: die Wachen im Norden, Osten und Süden waren da, der Mann auf der westlichen Höhe war verschwunden; sein Gewehr lag im Sand, und daneben fanden sich wieder einige frische Blutstropfen. . . .

Diesmal rief der General seine Offiziere zusammen, um sich mit ihnen zu beraten.

Der Rat dauerte nicht lange. Die allgemeine Ansicht war die: für die kommende Nacht müßten mehrere Mann auf den gefährlichen Posten gehen.

Da trat ein junger, beherzter Offizier vor und bat den General, eine Nacht noch allein Wache stehen zu dürfen; er wolle schon dafür sorgen, daß alles gut gehe.

Der General, sichtbar erfreut über den Mut des jungen Offiziers, bedachte sich erst ein wenig. Schließlich aber willigte er doch ein.

Der Offizier benützte den Tag zu stärkender Ruhe.



Abends zur gewöhnlichen Stunde zog die Ablösung auf. Der tapfere junge Offizier war bewaffnet bis an die Zähne: Revolver, Dolch, Gewehr, nichts fehlte.

Als er allein auf seinem Posten war, schritt er den Platz auf und ab und sah genau überall hin, ob sich nicht irgendwo etwas verborgen hielt.

Dann stellte er sich mit dem Rücken gegen den Stamm eines kleinen, verkrüppelten Baumes, des einzigen in der Nähe, sein Gesicht der Wüste zugewandt. So glaubte er wenigstens gegen Angriffe von hinten gesichert zu sein.

In dieser Stellung wollte er die ganze Nacht verweilen. Das Gewehr hielt er, stets schußbereit, in beiden Händen. —

Langsam senkte sich die Nacht hernieder, es wurde dunkler und dunkler, und bald war es stockfinster.

Der Offizier sah vor sich nichts als undurchdringliche Finsternis.

Hinter sich hörte er noch etwas Lärm, der vom Lager unten kam. Wandte er sich dorthin, so sah er deutlich die zahlreichen Feuer, bei denen die Soldaten abkochten.

Doch allmählich erstarben auch diese, eins nach dem andern, und dann war dunkle, stille Nacht ringsumher.

Der junge Offizier stand da, gegen seinen Baumstamm gelehnt, achtete auf jedes Geräusch und jeden Laut und spähte, obschon er nichts sehen konnte, mit angestregten Augen hinaus in die Wüste. Doch er sah und hörte nichts.

So ging es eine Zeitlang.

Auf einmal merkte er, daß er müd und schläfrig wurde.

Du lieber Gott! sprach er zu sich selbst, wenn ich einschlafe, bin ich verloren!

Er raffte sich auf und kämpfte mit aller Gewalt gegen seine Schläftheit an. Er riß die Augen auf, biß sich auf die Lippen, kniff sich in die Arme, suchte die Muskeln zu spannen — doch nichts wollte helfen.

Diese Schläfrigkeit war wie ein lähmendes Gift in all seine Adern gedrungen. —

Drunten im Tal schlug nachts immer ein Soldat an einer mitten im Lager aufgehängten Glocke mit eisernem Hammer jede volle Stunde an.

Elf, so schien es ihm, hatte er schon lange anschlagen hören. Jetzt mußte die Glocke bald wieder erklingen.

Er verließ den Baum und ging etwas auf und ab, um sich wach zu halten.

Gleich darauf ertönt ein Glockenschlag.

Er bleibt stehen und zählt langsam: 1, 2, 3, 4 ... 12!  
Und dann war wieder alles still!

Es war also Mitternacht, die Stunde der Geister, Gespenster, Räuber und Raubtiere!

Er ging weiter auf und ab, beständig nach allen Seiten schauend und horchend, aber nirgends war etwas Verdächtiges zu bemerken.

Nach einiger Zeit ging er wieder zum Baum hin und lehnte sich daran wie zuvor, das Gewehr fest in beiden Händen.

Plötzlich fuhr er zusammen! ...

Er hatte deutlich einen Laut gehört draußen im Sande — vor sich — einen ganz eigentümlichen, schwachen Laut. Es war ungefähr, wie wenn im Herbst ein feuchtes Blatt von einem Baum zur Erde niederfällt.

Jetzt war beim Offizier die Schläfrigkeit mit einem Schlage fort. Sein Herz pochte, daß er es hörte.

Gefaßt stand er da und starrte hinaus ins Dunkel, in der Richtung, woher der Laut gekommen war.

Aber schon war es wieder ruhig und still. ...

Da auf einmal wieder derselbe Laut, doch etwas näher wie ihm schien!

Er hält den Atem an. Er horcht und horcht und wendet kein Auge mehr von der gefahrdrohenden Stelle.

Wie spät mochte es wohl sein?

Plötzlich sieht er ein kleines, schwaches Licht! Es leuchtet wie ein glühender Funke.

Jetzt war ihm die Sache völlig klar: da schlichen sich Kabylen heran mit Blendlaternen! . . .

Das kleine Licht wurde von einer unsichtbaren Hand ganz ruhig gehalten. Es kam ihm vor, als müsse es etwa hundert Meter entfernt sein.

Nun hatte er wenigstens etwas Bestimmtes, woran er sich halten konnte, und er wußte, wo die Gefahr war und worin sie bestand.

Sein ganzer Soldatenmut kehrte zurück. Er war bereit, dem Feinde standzuhalten und den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Allerdings, seine Stellung war äußerst gefährlich, beinahe verzweifelt. Der Feind war unsichtbar und würde ihn gewiß von mehreren Seiten zugleich überfallen.

Oder war es doch nur ein Kabyle? Er konnte ja nur ein Licht sehen. Doch nein, es waren gewiß viele, und sie hatten nur eine Laterne!

Er war nun froh, daß er seinen Platz gerade am Baum gewählt hatte; der Baumstamm schützte ihn wenigstens gegen Angriffe im Rücken. . . .

Während er sich so alles überlegte, erlosch plötzlich die Blendlaterne, und er hörte wieder den weichen Laut — diesmal noch näher!

Gleich darauf war auch das Licht wieder da, und merkwürdig: neben dem ersten sah er jetzt noch ein zweites. Sie wurden beide ganz ruhig gehalten.

Er hatte sich also nicht getäuscht: es war nicht einer, sondern es waren mehrere Kabylen, mit denen er es zu tun hatte.

Jetzt griff er nach seinen Revolvern und legte sie so

zurecht, daß er sie jeden Augenblick packen konnte. Die Dolche steckte er los in die Scheide.

Dann hob er den Gewehrlauf und richtete ihn auf die zwei leuchtenden Punkte. . . .

Der Feind macht abermals dieselbe Bewegung: die Lichter verschwinden, der weiche Laut wird deutlicher hörbar, und wieder tauchen, doch jetzt unheimlich nah schon die beiden glimmenden Punkte auf.

Aber eigentümlich, der Offizier konnte noch immer nichts sehen als die paar Lichtstrahlen aus der Laterne. — Er stand vor einem Rätsel.

Und so still, wie alles vor sich ging! Der Feind war doch schon in seiner nächsten Nähe, und er hörte, so sehr er sich auch anstrengte, nicht das mindeste Geräusch. . . .

Horch! — Soeben war es wieder derselbe Laut, wie wenn sanft etwas auf den Boden gefallen wäre. Jetzt hatte er es genau gehört. — Und die zwei Punkte glosten aus dem Dunkel gerade vor ihm!

Vielleicht ein Ruck noch, und der Feind würde sich auf ihn stürzen!

Dem mußte er zuvorkommen. Lebend sollten sie ihn nicht in ihre Gewalt bringen!

Den Finger am Drücker, rief er mit lauter Stimme ins Dunkel hinein:

„Quitvive? (Wer da?)“ . . .

Alles blieb totenstill. Auch die Lichter bewegten sich nicht.

Jetzt galt es Tod oder Leben!

Der Offizier zielte scharf zwischen die zwei leuchtenden Punkte, und krach! entsandte er die tötende Kugel.

Im selben Augenblick warf er das Gewehr hin, ergriff mit jeder Hand einen Revolver und wartete in atemloser Spannung, was nun geschehen würde!

Doch wie war er überrascht! — Der Feind griff ihn nicht an. Geheimnisvoll wie er gekommen, zog er sich allem Anscheine nach wieder zurück: die beiden Lichter verschwanden, und zugleich hörte er, wie der eigentümliche weiche Laut sich mehrmals nacheinander wiederholte und allmählich in der Ferne verlor.

Dann war alles still.

Der Offizier, der nun auch kein Verlangen nach Schlaf mehr hatte, blieb unbehelligt auf seinem Posten am Baum, bis die Morgenröte den östlichen Himmel färbte. —

Sobald die Sonne aufging, zog vom Lager her eine Anzahl Offiziere und Soldaten die westliche Höhe hinauf, um zu sehen, wie es mit der neuen Schildwacht stehe. Die meisten waren davon überzeugt, sie werde gleich den früheren in die Hände der grausamen Kabylen gefallen sein.

Groß war daher die Überraschung und die Freude aller, als sie ihren wackern Kameraden unversehrt und wohlgenut auf seinem Posten trafen.

Sie scharten sich um ihn und beglückwünschten ihn herzlichst zu der so gut überstandenen Nachtwache.

Er aber mußte ihnen gleich alles erzählen, und er ging mit ihnen auch zu der Stelle, wo er zum letztenmal den Schein der Blendlaternen gesehen hatte.

Sie suchten den Ort ab nach der Spur des Feindes, fanden aber nichts.

Das war merkwürdig!

„Wahrhaftig, diese Kabylen müssen die reinsten Zaubermenschen sein!“ sagte einer, und sie wandten sich wieder zum Gehen.

Da rief ein Offizier, der sich einen Steinwurf von den andern entfernt hatte:

„Kommt hierher! Hier ist Blut im Sande!“

Die Leute eilten hin, und wirklich, es war so.

Einen starken Sprung weiter sah man wieder Blutstropfen. — Es war die Richtung, in der nach der Meinung des jungen Offiziers der nächtliche Angreifer zurückgewichen sein mußte.

Sie gingen der Spur nach, immer weiter und weiter, bis sie endlich zu einer Stelle kamen, wo sie ganz aufhörte.

Das war etwa eine halbe Stunde von dem Baum, wo der Offizier gestanden.

Aber wie nur da auf einmal jede Spur verloren sein konnte?

Ringsum war eine fast ebene weite Sandfläche, einige Meter von den Leuten nichts als ein paar ganz niedrige, kleine Büsche, deren Zweige die Erde berührten.

Unter diesen kleinen, harmlosen Zweigen konnte sich doch unmöglich ein Feind versteckt halten!

Einer von den Offizieren wollte sich trotzdem überzeugen. Er ging hin und hob vorsichtig drei, vier Zweige auf, um zu sehen, ob nicht etwas darunter verborgen sei.

Kaum aber hatte er dies getan, da fuhr er erschreckt mit einem Schrei zurück.

Die andern griffen sofort zu ihren Waffen, stürzten herbei und fragten hastig durcheinander, was er denn gesehen habe.

„Eine tiefe, dunkle Höhle!“ erwiderte er mit erregter Stimme.

Unter den Soldaten nun war einer, der stand in dem Rufe, daß er keine Furcht kenne. Seinetwegen durfte es in die offene Hölle gehen, das war ihm einerlei.

Stracks stach er seinen Säbel durch die Zweige, drückte sie mit einer Hand auf die Seite und neigte sich dann nach vorn.

Jetzt sah er den schmalen Eingang zur Höhle. Er legte



sich nieder auf den Boden und kroch bedächtig mit dem Oberkörper hinein in das unheimliche, finstere Loch.

Vor sich hin hielt er in kräftiger Faust den Säbel.

Die andern stellten sich im Halbkreis hinter ihn. Sie hatten die geladenen Revolver, Gewehre und die Säbel in den Händen, um jedem Ungeheuer, das vielleicht aus der Höhle hervorbrach, den Tod zu geben.

Der kühne Soldat spähte indes drinnen eine Zeitlang umher, konnte aber anfangs nichts sehen, denn das Auge mußte sich erst an das Dunkel gewöhnen.

Endlich kam er wieder herausgekrochen, ganz langsam und ruhig, wandte sich um und sagte flüsternd mit bedeutungsvoller Miene:

„Hinten in der Höhle liegt in einer Blutlache ein riesiger Panther!“

„Ein Panther? — Wirklich? ein Panther?“ fragten ihn alle voll Erstaunen.

„Ja, es ist ein Panther“, versicherte er. „Er ist tot, er rührt sich nicht mehr.“

Sofort legten alle ihre Gewehre und Revolver beiseite, hieben mit den Säbeln die Zweige ab und machten so den Eingang zur Höhle frei.

Sie wurde nun bedeutend heller, und jeder konnte sehen, was sie barg: im Hintergrund lag wirklich ein gewaltiger Panther in seinem Blut! Im Schädel hatte er ein kleines, blutiges Loch, das offenbar von einer Kugel herrührte.

Rings um ihn auf dem Boden sah man — ein gräßlicher Anblick! — zerrissene Soldatenkleider, Messingknöpfe, Stiefel und anderes, dazwischen zerfressene Menschengebeine! —

Jetzt war das Rätsel gelöst: nicht von Kabylen waren in den vorausgegangenen drei Nächten die vermißten Schildwachen entführt worden, sondern dieser unheimliche Räuber der Wüste hatte sie mitten im Dunkel der Nacht überfallen, in seine Höhle geschleppt und dort verzehrt.

Das Tier hatte sich Sprung um Sprung in dem weichen Sande ganz still dem Posten genähert, sich dann mit einem letzten mächtigen Satz auf den ahnungslosen Soldaten geworfen und ihn mit einem Biß oder einem Schlag der Tatze getötet.

Nur wie durch einen Zufall hatte der junge Offizier das Glück gehabt, rechtzeitig auf den furchtbaren Feind aufmerksam zu werden.

Sooft das Tier nach einem Sprung auf den Sand niederfiel, hörte er jenen eigenartigen Laut, wie wenn ein nasses Blatt zur Erde fällt. Der Körper eines Panthers ist ja äußerst geschmeidig und weich wie Sammet, sein Fall war daher kaum hörbar.



Die zwei leuchtenden Punkte, die der Offizier für Blendlaternen hielt, waren die glühenden Augen des Raubtiers. Der Schuß zwischen sie hinein rettete ihm das Leben. —

Seine Kameraden sprachen ihm angesichts des hingestreckten Feindes nochmals ihre Anerkennung und Freude über die glänzend bestandene Nachtwache aus, und dann wurde die Höhle untersucht.

Die Reste der unglücklichen Soldaten sammelten sie und bestatteten sie nachher in geziemender Weise unten im Tale.

Der Panther, ein außergewöhnliches, großes Prachtstück, wurde als stolze Beute ins Lager gebracht.

Später, als die Franzosen von Algier wieder nach Frankreich heimkehrten, nahmen sie ihn mit nach Paris. Dort ist er in einem Museum noch heute zu sehen.“

\*

Nach diesen letzten Worten machte Thordis eine Pause.

Die kleine Versammlung in der isländischen Bauernstube, die während der ganzen Erzählung in atemloser Stille gelauscht hatte, atmete nun auf und fing an, sich wieder zu regen, denn alle dachten, die Geschichte sei zu Ende.

Dem war jedoch nicht so, Thordis fuhr fort:

„Das, was ich Ihnen jetzt erzählt habe, hat noch ein ganz merkwürdiges Nachspiel gehabt.

Der junge Offizier, der den Panther erlegte, war ein vornehmer Edelmann aus Nordfrankreich. Er diente noch ein paar Jahre mit Auszeichnung in Algerien und kehrte dann in die Heimat zurück auf das prächtige Schloß seines Vaters, in der Nähe von Amiens.

Dort gab er eines Abends einigen wenigen Freunden ein kleines Fest.

Nach dem Mahle versammelte sich die Gesellschaft in einem lauschigen Zimmer des Schlosses zum Wein. Dabei war auch die alte Frau Gräfin, die Mutter des Offiziers.

Im Laufe der Unterhaltung kam man auf den algerischen Feldzug zu sprechen.

Der junge Graf, der als geschickter Plauderer galt, wurde aufgefordert, eines von seinen Kriegsabenteuern zum besten zu geben.

Er erzählte die Geschichte von der gefährvollen Nachtwache.

Als er fertig war, drückte seine Mutter ihm ihre Verwunderung darüber aus, daß er ihr von diesem furchtbaren Erlebnis nie etwas gesagt habe, und sie fragte ihn, ob er nicht mehr wisse, um welche Zeit das gewesen sei.

Der junge Graf antwortete:

„Es war in meinem ersten Dienstjahr. Den Tag habe ich vergessen. Es kann aber sein, daß ich ihn noch in meinem Tagebuch finde. Ich bitte einen Augenblick um Entschuldigung.“

Er stand auf und ging in sein Zimmer, das Tagebuch zu holen.

Kurz darauf kam er wieder zurück, ein offenes Heft in der Hand, legte dies freudig lächelnd seiner Mutter hin und sagte:

„Da sieh mal selbst, Mutter, hier steht es ganz genau: es war die Nacht vom 18. auf den 19. März vor vier Jahren.“

Die alte Gräfin geriet in eine auffallende Bewegung, in ihren Augen glänzte eine Freudenträne.

Dann aber nahm sie das Wort und begann:

„Jetzt muß ich auch eine merkwürdige Begebenheit erzählen, die sich hier auf unserem Schlosse zutrug, im ersten Jahr, da mein Sohn in Afrika diente.“

Es war nachts, und ich schlief schon fest.

Da war es mir, als hätte ich eine Stimme sagen hören:  
Dein Sohn ist in großer Gefahr, bete für ihn!

Ich fuhr erschreckt auf, zog mich schnell an, warf mich auf die Knie und flehte inständig zu Gott, er möchte doch meinen Sohn beschützen und ihn aus der Gefahr erretten.

Nachdem ich so gebetet, kehrte die Ruhe in mein Herz zurück, ich ging wieder zu Bett und schlief wie vorher.

Am andern Morgen schrieb ich es in ein kleines Büchlein, das ich noch habe.'

Die Gräfin ging dann ebenfalls, ihr Tagebuch zu holen, und als sie wiederkam, las sie der Tischgesellschaft vor, was sie damals geschrieben. Es waren die Worte:

„Etwas vor Mitternacht erwachte ich plötzlich. Ich glaubte eine Stimme zu hören, die sagte, mein Sohn befinde sich in Lebensgefahr. Betete inständig für ihn zu Gott.“

Darunter stand geschrieben:

„Nacht zwischen dem 18. und 19. März.““

\*

Damit schloß Thordis ihre Geschichte.

Die Anwesenden dankten ihr herzlich, dann ging alles nach Hause.

Als ich der kleinen Dagmar gute Nacht wünschte, sagte sie in ihrer schönen Kopenhagener Aussprache:

„Nonni, die Geschichte war gut!“

# Nonni und Manni auf den Bergen

---

## 1. Der Mann vom Berge

Da ich noch als kleiner Junge bei meinen Eltern auf dem trauten Mödruvellir wohnte, machte ich, wie schon gesagt, mit meinen Geschwistern zuweilen Ausflüge auf die hohen Berge der nächsten Umgegend.

Auf diesen zahlreichen Wanderungen in der wilden Bergeinsamkeit kam es nicht selten vor, daß ich recht merkwürdige Abenteuer erlebte.

Selten aber habe ich etwas so Merkwürdiges erlebt wie das, was ich jetzt erzähle.

Eines Tages — ich war damals ungefähr elf Jahre alt — war ich mit meiner etwas größeren Schwester Bogga und meinem jüngeren Bruder Manni draußen auf den lieblichen Rasenplätzen vor unserem Hof.

Wir suchten eifrig nach wilden Blümlein, die hier allenthalben auf dem herrlichen, sammetweichen Grasteppich wie Perlen und Diamanten schimmerten.

Es war nämlich der Geburtstag unserer Großmutter, und wir wollten einige der schönsten Blumen in ihre silberweißen Haare hineinstecken.

Bogga und ich hielten uns beisammen. Manni aber, der eben einen bunten Schmetterling hatte vorbeifliegen sehen, war dem kleinen flatternden Tierchen nachgesprungen und befand sich daher in einiger Entfernung von uns beiden.

Da auf einmal rief er mit seiner hellen Kinderstimme zu uns herüber:

„Bogga! Nonni! schaut einmal dort hinauf — dort hoch



oben zwischen den Felsen muß jemand sein! — Ich sehe dort einen schwarzen Punkt, der sich bewegt.“

Bogga und ich schauten beide hinauf, konnten aber nicht das geringste finden.

Ich lief zu Manni hin und sagte:

„Manni, wo ist denn der schwarze Punkt, von dem du sprichst? Ich sehe nichts.“

„Kannst du ihn wirklich nicht sehen?“ erwiderte Manni verwundert. „Ich sehe ihn aber doch deutlich. — Schau mal, jetzt bewegt er sich bergab, rechts von den lotrechten Felsen — ganz hoch dort oben!“

Er suchte mir genau die Richtung anzugeben, wohin ich schauen sollte.

„O ja! — Jetzt sehe ich ihn auch!“ rief ich. — „Aber

was kann das wohl sein, Manni? Ist es ein Tier, oder sollte es ein Mensch sein?“

Indes hatte auch Bogga das merkwürdige Ding entdeckt, und sie betrachtete es sehr aufmerksam.

„Was könnte das doch auch sein, Bogga?“ fragte ich meine Schwester.

„Ich glaube fast, es ist ein Pferd“, antwortete sie.

Manni, der von uns dreien die schärfsten Augen hatte, sagte:

„Nein, ein Pferd ist es nicht. Ich glaube ganz sicher, es ist ein Mensch.“

Wir schauten nun alle drei fest hinauf und sahen, wie das schwarze Ding, das nicht größer schien als ein winziger Punkt, sich ganz langsam, aber doch immerfort bewegte. Bald ging es herunter, bald nach rechts, bald nach links.

Da sagte Bogga:

„Ich kann nicht begreifen, was dieser Mensch dort oben zu tun hat — wenn es überhaupt ein Mensch ist! — Es sind ja gar keine Wege so hoch oben.“

„Ja, das ist wahr, Bogga“, stimmte ich ihr bei, „es ist wirklich höchst eigentümlich. Ich kann es auch nicht begreifen.“

„Und dann scheint der Mann noch zu Fuß zu sein — mitten im Sommer! Das sieht man doch sonst nie.“

„Vielleicht ist ihm sein Reitpferd entlaufen“, bemerkte ich.

„Das könnte wohl sein“, antwortete Bogga. —

Wir liefen nun zu einem mit Moos bedeckten Stein, der in der Nähe war, und setzten uns nieder.

Der geheimnisvolle Wanderer blieb beständig sichtbar. Soviel wir unterscheiden konnten, stieg er abwärts.

„Wo will der wohl hin?“ war nun Mannis nächste Frage.

„Ich glaube“, sagte Bogga, „daß er zu uns kommt. Er will vielleicht bei uns übernachten.“

„Das wäre prächtig!“ rief Manni. „Dann können wir ihn ja richtig über seine Reise ausfragen und wie es dort oben aussieht. So hoch sind wir doch noch nie droben gewesen.“

„Ja, das wird fein werden!“ fügte ich freudig hinzu. —

„Wie lang wird er wohl brauchen, bis er da herunterkommt?“

„In einer guten Stunde“, meinte Bogga, „ist er sicher hier.“ —

Während wir so miteinander sprachen, verschwand er auf einmal, als wäre er plötzlich in den Boden hineingesunken.

Er war noch kaum in der Mitte des gewaltigen Bergabhanges.

„Das kann nun lange dauern“, sagte Bogga, „bis man ihn wieder sieht. Ich meine, wir gehen rasch heim und erzählen es der Mutter.“

Gesagt, getan.

Wir sprangen alle drei auf, liefen nach Haus und stürmten durch den langen Gang, der nach der Wohnstube führte.

Die Mutter saß gerade am offenen Fenster und strickte.

„Mutter!“ rief Bogga sogleich, „es kommt ein Mann den westlichen Berg herunter.“

„Und ich habe ihn zuerst gesehen, Mutter“, versetzte der kleine Manni.

Die Mutter sagte:

„Das wird einer von den Hirten des Amtmanns Havstein sein.“

„Nein, Mutter, das kann nicht sein“, bemerkte ich darauf, „denn er kommt ganz von oben, von der höchsten Spitze herab.“

„Von der höchsten Spitze herab?“ wiederholte die Mutter erstaunt und legte das Strickzeug weg. „Nein, das ist doch kaum möglich; so hoch geht man nie.“

„Aber Mutter, das ist ja gerade das Merkwürdige dabei“, sagte Bogga. „Er kommt wirklich von ganz oben herunter. Und er ist zu Fuß. Wir haben ihn schon lange beobachtet.“

„Das wäre aber sonderbar, Kinder. Ich glaube, ihr habt euch doch getäuscht.“

„Nein, Mutter“, riefen wir alle drei wie aus einem Munde, „wir haben ihn bestimmt gesehen — sicher.“

„Und ich war der erste, der sah, daß es ein Mann ist“, rief der kleine Manni wieder mit einem hellen, kindlichen Lachen. „Bogga meinte, es sei ein Pferd.“

Die Mutter lächelte und strich ihm mit der Hand über das helle Haar.

„Das hast du wirklich gesehen? du, der kleine Manni?“

„Ja, Mutter, ganz gewiß, ich habe ihn gesehen.“

„Du hast eben gar scharfe Augen, jawohl, für dich ist so was leicht.“

Manni strahlte vor Freude über dieses Lob.

Die Mutter erhob sich dann und sagte:

„Nun will ich aber doch mit euch hinausgehen und schauen, ob ich ihn auch sehen kann.“

Wir gingen mit ihr hinaus und stiegen auf eine kleine Anhöhe hinter dem Hofe. Von dort war die Aussicht nach Westen frei.

Wir schauten nun alle vier hinauf zu den hohen Bergen, die vor uns standen, und deren höchste Spitzen bis zu den Wolken reichten.

Aber jetzt sahen wir den schwarzen Punkt nicht mehr; nicht einmal Manni konnte ihn entdecken.



„Ihr habt euch wahrscheinlich doch getäuscht, Kinder“, sagte die Mutter wieder.

„Nein, nein, Mutter! gewiß nicht!“ riefen voll Eifer wir drei zusammen, „wir sahen ihn vorher ganz deutlich.“

Manni strengte seine scharfen Augen noch fester an, allein umsonst.

„Wir sahen ihn vorher in einer Kluft verschwinden“, bemerkte Bogga jetzt; „vielleicht ist er noch dort unten und kommt nun bald wieder heraus.“

„Gut, dann wollen wir noch ein bißchen warten“, sagte die Mutter.

Wir blieben auf dem Hügel stehen und schauten fortwährend nach dem Berge.

Auf einmal stürzt Manni zur Mutter hin, faßt sie am Arm und ruft, indem er nach einer bestimmten Stelle zeigt:

„Schau, Mutter, schau! jetzt ist er wieder da!“

Die Mutter suchte eine Weile in der bezeichneten Richtung und sagte dann:

„Nun hast du doch recht, mein kleiner Manni; jetzt sehe ich den Mann auch.“

Bogga und ich hatten ihn gleich nach Manni wieder gefunden.

Wir betrachteten nun alle den merkwürdigen Wanderer. Er war schon viel deutlicher geworden als vorher.

Zuletzt sagte die Mutter:

„Weiß Gott, ob es nicht am Ende der unglückliche Haldor Helgason von Borg ist!“

Uns Kindern fuhr bei diesem Namen ein Schauer durch die Glieder.

„Haldor Helgason von Borg!“ wiederholte Bogga überrascht. — „Meinst du wirklich, Mutter, er könnte es sein?“

„Wer weiß! — Er lebt schon seit ein paar Wochen dort oben in den Bergen.“

Die Mutter ging darauf mit Bogga wieder hinein ins Haus, Manni und ich blieben draußen. Wir wollten warten, bis der fremde Mann näher käme.

„Es wäre doch schrecklich“, begann nun mein kleiner Bruder, „wenn es wirklich der Haldor ist.“

„Ja, das wäre es, Manni. Aber ich kann nicht recht glauben, daß er es sein sollte.“

„Ist es wahr, Nonni, hat er Menschen totgeschlagen?“

„Ja, einen hat er ums Leben gebracht. Er hat es aber wahrscheinlich nicht mit Willen getan.“

„O erzähle mir doch, Nonni, wie das geschah!“

„Das will ich dir gern erzählen.“

Es ist jetzt schon einige Wochen her. Haldor war mit vielen andern Leuten bei einer Hochzeit, drüben auf der andern Seite des Berges, in den südwestlichen Tälern.

Als die jungen Leute schon etwas betrunken waren, geriet er in Streit mit einem der Gäste, einem jungen Mann, der Völund hieß. Es kam zu einer Schlägerei zwischen den beiden. Es gelang aber, sie zu trennen.

Da rief Haldor, er werde den Völund in der Nacht umbringen.

Und wirklich, das Haus, wo Völund schlief, brannte in derselben Nacht nieder. Völund selbst ist nicht verbrannt, aber ein anderer Mann kam in den Flammen um.

Das ist die ganze Geschichte.“

„Wurde denn der Haldor nicht gleich eingesperrt?“

„Das sollte er schon. Aber als man ihn festnehmen wollte, war er schon in die Berge entflohen. Und seither lebt er dort als Geächteter.“

„Warum holt man ihn denn nicht herunter?“

„Man hat schon öfters Leute ausgeschiedt, nach ihm zu suchen. Sie haben auch seine Spuren gefunden. Ihn selbst aber hat noch keiner gefunden.“

„Das kann ich nicht verstehen, Nonni. Wenn sie doch die Spur von ihm haben, dann sollten sie ihn doch finden.“

„Das ist nicht so leicht, wie du meinst, Manni. Er versteckt sich in den Felsenhöhlen! Und man sagt auch, er habe Freunde, die ihm helfen.“

„Freunde hat der Haldor? — Wie kann er Freunde haben, wenn er einen Menschen totgeschlagen hat?“

„Das weiß ich auch nicht, Manni. — Es soll sogar Leute geben, die ihn sehr gern haben. Er soll ein ganz guter Mensch gewesen sein; das Verbrechen habe er nur begangen, weil er betrunken war.“

„Ach, der arme Haldor!“

„Ja, Manni, es muß schrecklich sein, ganz allein dort oben in den Bergen zu leben.“

„Was ißt denn der Haldor da droben? Da gibt es doch nichts zu essen, da sind ja nur Felsen!“

„Er nimmt den Bauern die Schafe auf der Weide weg und schlachtet sie dann in seiner Höhle.“

„Tun ihm denn die Bauern nichts?“

„Die möchten ihn schon lange gern fangen. — Dann ginge es ihm aber schlimm!“

Manni sah mich mit großen Augen an und sagte:

„Sie würden ihn wohl peitschen, nicht wahr?“

„Nein, das glaube ich nicht. Sie würden ihn zum Amtmann bringen. Der ließe ihm den Kopf abhauen und auf einen Pfahl stecken.“

„Das ist aber schrecklich, Nonni!“

„Ja, aber ich glaube kaum, daß man ihn erwischt. Seine Freunde werden ihn schon zu warnen wissen.“

„Wie wird es ihm aber im Winter ergehen, wenn alle Berge von Schnee und Eis bedeckt sind?“

„So lang wird er wohl nicht hier im Lande bleiben. Man sagt, er werde versuchen, mit einem fremden Schiff

nach England zu fliehen. Die Engländer haben viele Schiffe und brauchen dafür immer viele Matrosen. Andere haben es vor ihm auch schon so gemacht.“

„Aber warum kommt er wohl jetzt hierher?“

„Das weiß ich nicht. — Vielleicht ist er es auch gar nicht. Es kann ja sonst irgend ein Mann sein.“

Wir schauten nun wieder nach dem geheimnisvollen Wanderer aus.

Er war jetzt schon viel näher gekommen.

Eben sprang er einen sandigen Abhang herunter und watete nun eilig durch das blühende Heidekraut — in gerader Linie auf unsern Hof zu!

Dem kleinen Manni schien es allmählich nicht mehr recht geheuer zu sein. Er machte sich ganz nah an mich heran und faßte mich am linken Arm.

Dann kam es so etwas verlegen aus ihm heraus:

„Nonni, meinst du nicht, wir sollen hineingehen?“

Ich verstand gleich, daß er keine besondere Lust hatte, mit dem Fremden zusammenzutreffen. Ich sagte daher beruhigend zu ihm:

„Aber Manni, es ist ja gar nicht sicher, daß es der Haldor Helgason ist.“

„Die Mutter meinte aber doch, er könnte es sein.“

„Das hat sie wohl im Scherz gesagt. Glaubst du denn, der Haldor würde es wagen, hierher zu kommen? Er könnte ja gleich festgenommen werden.“

Damit gab sich Manni wieder zufrieden.

Wir blieben also draußen und warteten auf den fremden Mann.

Er hatte schon das Heidekrautfeld durchquert und erreichte jetzt das „Tún“, die Rasenfläche, die sich rings um den großen Hof weithin ausdehnte.

An der Túngrenze blieb er stehen und schaute sich um

nach einem Pfad, denn über das wohlgepflegte Tún durfte er nicht gehen.

Er fand ihn bald droben bei den Schafställen des Hofes, und nun kam er raschen Schrittes auf uns zu.

Manni flüsterte wieder:

„Ich glaube, ich gehe doch lieber hinein.“

Ich legte ihm die Hand um die Schultern, drückte ihn an mich und sagte:

„Bleib nur ruhig hier, Manni. Er wird uns sicher nichts tun.“

So ließen wir den Fremden an uns herankommen.

Es war noch ein junger Mann. In der linken Hand trug er einen langen Eisstab — er kam also wohl ganz oben von den Gletschern herunter —, über die Schulter hatte er ein Gewehr hängen.

Einen Schritt von uns blieb er stehen, schaute uns mit einem scharfen Blick an und reichte uns die Hand.

„Guten Tag, Jungens!“

„Guten Tag!“

„Sind eure Eltern zu Hause?“

„Die Mutter ist zu Hause.“

„Und der Vater?“

„Er ist nicht zu Hause.“

„Wo ist er?“

Ich zeigte mit der Hand nach dem großen steinernen Bau südlich vom Hof und sagte:

„Er ist drüben auf der ‚Friedrichsgabe‘ beim Amtmann Havstein.“

„Wie heißt ihr?“

„Nonni und Manni.“

„Und welcher ist der Nonni und welcher der Manni?“ fragte der Fremde mit einem Lächeln.

„Ich heiße Nonni, und mein Bruder hier heißt Manni.“

„So, so. — Sag mir mal, Nonni, glaubst du, daß ich auf dem Hof die Nacht zubringen könnte?“

„Ich will die Mutter fragen. Aber wollen Sie mir erst, bitte, Ihren Namen sagen?“

Der Fremde schaute uns einen Augenblick an, wie wenn er sich etwas überlegte. Dann sagte er:

„Ich heiße — Harald Helgason.“

Manni und ich machten unwillkürlich einen Schritt rückwärts. Wir konnten vor Schreck kein Wort mehr sprechen.

Der Mann merkte unsere Angst und sagte freundlich lächelnd:

„Ihr braucht nicht bange vor mir zu sein. Ich bin nicht der, den ihr meint.“

Wir atmeten freier auf.

„Sind Sie denn nicht der Geächtete?“ fragte Manni zaghaft.

„Nein, nein, kleiner Freund. Der Geächtete heißt Haldor, ich heiße Harald. Wenn ich der Geächtete wäre, dann wäre ich nicht hierher gekommen.“

„Wo wohnen Sie?“ fragte ich.

„Ich wohne im großen Tal jenseits der Berge.“

„Kennen Sie Haldor Helgason von Borg?“

„Ja, ich kenne ihn. Ich und Haldor sind Zwillingsbrüder.“

Manni und ich traten wieder unwillkürlich einen Schritt zurück, doch war unsere Angst nicht mehr so groß wie vorher.

Wir musterten ihn mit einem etwas scheuen Blick von oben bis unten, dann fragte ich:

„Wo ist Ihr Bruder jetzt?“

„Das weiß niemand mit Sicherheit. Man sucht immer noch nach ihm.“ —

Nunmehr führten wir Harald zu unserem Hause hin.

Ich flüsterte Manni zu:

„Lauf hinein zur Mutter und sag ihr, der Mann vom Berge ist gekommen, er möchte für die Nacht bei uns bleiben.“

Manni lief hinein.

Nach ein paar Minuten kam er mit der Mutter wieder heraus.

Harald grüßte die Mutter und sagte:

„Guten Tag, Frau. Dürfte ich wohl hier bleiben für die Nacht?“

„Gewiß, kommen Sie nur herein.“

Im Vorraume vor dem Hausgang sagte ich zu Harald:

„Bitte, geben Sie mir Ihren Stab.“

Er reichte mir sogleich den schweren Stab, der mindestens doppelt so lang war als ich selbst. Ich stellte ihn in eine Ecke neben der Tür.

„Sie können mir auch Ihr Gewehr geben“, sagte ich weiter.

„Danke dir, kleiner Freund, es ist nicht nötig; ich behalte es immer bei mir.“

Wir führten nun den Harald in die Wohnstube hinein, wo Bogga auf uns wartete.

Er ging gleich zu ihr hin, gab ihr die Hand und sagte:

„Guten Tag!“

„Guten Tag!“ erwiderte Bogga und bat ihn, an einem kleinen Tisch Platz zu nehmen.

Harald dankte, stellte das Gewehr gegen die Wand und setzte sich.

Jetzt sagte die Mutter zu ihm:

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Entschuldigen Sie, Ihre Knaben wurden eben vorher durch ein Mißverständnis etwas erschreckt, als ich ihnen meinen Namen sagte. Ich will deshalb gleich bemerken,

daß ich nicht der geächtete Haldor Helgason bin. Ich heiße Harald Helgason und bin ein Zwillingsbruder des unglücklichen Haldor.“

Die Mutter lächelte und sagte:

„Und wenn Sie auch wirklich der Haldor wären, so hätten wir doch wohl keinen Grund, uns zu fürchten.“

„Darin haben Sie recht“, erwiderte er. „Haldor ist immer ein guter Mensch gewesen.“

„Sie scheinen weither gekommen zu sein. Wir sahen Sie die hohen westlichen Bergabhänge heruntersteigen.“

„Ja, ich komme direkt von Borg.“

„Sind Sie lange unterwegs gewesen?“

„Ich bin mehrere Stunden droben in den Bergen herumgewandert.“

„Sie suchen wohl nach Pferden oder Schafen?“

„Nein, Frau“, entgegnete Harald lächelnd; „ich suche nach etwas ganz anderem.“

Manni und ich rückten näher heran, um besser zu hören.

Harald fuhr fort:

„Ich gehöre zu einem Streifzuge von zehn Mann, die heute ausgeschickt worden sind, diese Berge zu durchstreifen.“

„Warum sollen Sie die Berge durchstreifen?“ fuhr es aus Manni heraus.

„Wir sollen nach meinem unglücklichen Bruder suchen“, erwiderte Harald.

„Und Sie haben den Berg durchsuchen müssen, von dem wir Sie herunterkommen sahen?“ fragte die Mutter.

„Ja, Frau. Man glaubte, mein Bruder habe sich vielleicht in einer der zahlreichen Felsenhöhlen dort oben niedergelassen, und da sollte ich nach ihm suchen.“

„Sie sagten, Sie seien zehn.“

„Jawohl. Jeder von uns sollte für sich allein gehen.“



Meine Kameraden haben sich auf die übrigen Berge verteilt.“

„Haben Sie schon eine Spur von Ihrem Bruder gefunden?“ fragte die Mutter und schaute ihm fest ins Gesicht.

„Nein, Frau“, antwortete der junge Mann, indem er den Blick senkte und auf seine Füße schaute, „ich habe keine Spur von ihm gefunden.“

„Sie glauben also nicht, daß er auf diesem Berge ist?“

„Nein; sonst hätte ich ihn sicher gefunden.“

„Aber wie können Sie dazu helfen, Ihren eigenen Bruder zu fangen?“

„Ich tue es, weil ich überzeugt bin, daß es für ihn selbst am besten wäre, wenn seine Sache vor Gericht käme. Sie würden ihn sicher freisprechen oder gäben ihm nur eine geringe Strafe. Er hat ja in betrunkenem Zustand gehandelt und wußte nicht, was er tat.“

„Das kann ich mir wohl denken“, sagte die Mutter teilnahmsvoll.

Und Bogga fragte dann:

„Wo könnte wohl der Haldor hingegangen sein?“

„Ich glaube, er ist südwärts gezogen. Dort wird er viel bessere Verstecke finden können als hier.“ —

Die Mutter unterbrach jetzt das Gespräch und sagte:

„Sie werden wohl müde sein und Stärkung nötig haben. Ich gehe hinaus und hole Ihnen etwas zu essen. Ich komme bald wieder.“

Die Mutter verließ die Stube, Bogga ging mit ihr. Manni und ich blieben bei unserem Gast. Wir wollten noch mehr von ihm wissen.

„Wie sieht der Haldor aus?“ fragte Manni.

„Er sieht genau aus wie ich“, entgegnete Harald lächelnd; „er ist ja ein Zwilling zu mir.“

„Und wie ist er angezogen?“

„Als er floh, hatte er eine dunkelblaue Jacke an mit zwei Reihen großer goldener Knöpfe und trug einen großen, breitrandigen Hut.“

„Dann kennen wir ihn, wenn wir ihm einmal begegnen.“

„Schon möglich, aber ihr werdet ihn wohl kaum zu sehen bekommen.“

„Glauben Sie, daß es gefährlich wäre, wenn man mit ihm zusammenkäme?“ fragte Manni immer weiter.

„Ja, das glaube ich entschieden, mein kleiner Freund. Er wird sich kräftig gegen einen jeden wehren, der es versuchen sollte, ihn festzunehmen.“

„Ist er sehr stark?“

„Ja, gewaltig stark“, sagte Harald und schaute den Kleinen wieder lächelnd an.

Mannis Augen erweiterten sich.

„Dann ist es gut“, meinte er, „daß er weit von uns weg ist.“

„Ja, das ist es; denn wenn ihr ihm nahe kämet, würde er euch sicher totschiagen.“

„Aber dann ist er ja ein gefährlicher Mensch!“ rief Manni aus.

„Ja, das ist er auch“, sagte Harald.

„Sie sagten doch vorher, er sei so ein guter Mensch.“

„Ja — gewiß — das war er früher auch. Er ist nur so gefährlich geworden, seitdem er ein Geächteter ist. Er will sich eben nicht lebendig fangen lassen.“

Manni und ich hatten einen gewaltigen Respekt vor dem geächteten Manne bekommen, und wir waren froh, daß er weit fort war.

Nach einer Weile fing Manni wieder zu fragen an:

„Haben Sie auch viele Beeren oben auf dem Berge gefunden?“

„Ja, Kleiner, aber sie sind noch nicht reif.“

„Was für Beeren wachsen dort ganz hoch oben?“

„Ganz hoch oben wachsen keine Beeren, aber etwas weiter unten an den Berghängen wachsen kleine, süße Erdbeeren, Heidelbeeren und Rauschbeeren. — Da wird jetzt bald alles rot und blau und schwarz sein vor lauter Beeren.“

„Nonni!“ rief Manni nun ganz begeistert aus, „da müssen wir einmal hinauf!“

„Ja, Manni, stimmte ich ihm ebenso freudig bei, „das tun wir einmal.“

„Ist es sonst schön dort oben auf dem Berge?“ fragte Manni weiter.

„Ja, kleiner Freund, es ist wunderbar schön droben.“

Manni rückte ganz nah zu Harald hin und bat ihn, er möge doch erzählen, was man da alles sehen könne.

Harald fuhr fort:

„Man sieht Berge und Täler und herrliche Landschaften nach allen Seiten, und steile Felsen und grüne Hügel und Höhlen und Schluchten und Flüsse und Bäche, und unzählige schöne Bergblumen auf den Halden, und dann im Nordosten den großen, blauen Atlantischen Ozean.“

„O, das muß herrlich sein!“ jubelte Manni. „Nicht wahr, Nonni, wir gehen doch einmal hinauf?“

„Ja, Manni, da gehen wir zwei einmal hinauf.“

„Und was gibt es noch auf dem Berge?“ fragte Manni schon wieder.

„Es gibt viele Tiere, besonders Schafe und Pferde und wilde Stiere — vor denen muß man sich aber in acht nehmen! — und Füchse gibt's und eine Menge Vögel.“ ...

Jetzt wurde die Tür aufgemacht, und die Mutter und Bogga kamen herein mit einem kräftigen Mahle für unsern Gast.

Harald machte das Kreuzzeichen, wie es Brauch ist bei der Landbevölkerung auf Island, und betete ein kurzes Tischgebet. Dann ließ er es sich gut schmecken.

Auf einmal wandte er sich zur Mutter und sagte:

„Frau, ich hätte noch eine Bitte. — Ich soll morgen in aller Frühe fort; ich wäre darum froh, wenn ich mich bald zur Ruhe legen dürfte.“

„Das können Sie, wann Sie wollen“, erwiderte die Mutter. — „Bogga, geh und mach das Bett zurecht in dem kleinen Gastzimmer oben.“

Bogga ging hinaus.

Als Harald mit dem Essen fertig war, sagte er wieder:

„Jetzt wollte ich Sie noch um etwas bitten, Frau.“

„Gern“, entgegnete die Mutter, „Sie sind ja unser Gast.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar“, sagte Harald. — „Könnten Sie mir vielleicht ein wenig Pulver und Blei verkaufen?“

Die Mutter stand gleich auf und öffnete einen Schrank, wo der Vater sein Jagdgewehr aufbewahrte. Sie nahm einen Kasten mit Schrot, Kugeln und Pulver heraus und bat Harald, sich nach Bedarf zu versehen.

Harald füllte ein Säckchen voll. Dann zog er seinen Geldbeutel aus der Tasche. Auf ein Zeichen der Mutter mußte er ihn aber wieder einstecken.

Er dankte und erhob sich nun vom Tisch.

Die Mutter sagte:

„So, wollen Sie sich jetzt zur Ruhe begeben? — Haben Sie keinen Wunsch mehr?“

Harald erwiderte etwas zögernd:

„Einen noch, Frau, wenn ich bitten darf. — Auf dem Hof braucht niemand zu wissen, daß ich hier bin, nicht wahr.“

Die Mutter schaute Harald fragend an.

Auch Manni und mir fiel dies eigentümliche Begehren auf.

Harald merkte unsere Verwunderung und sagte:

„Sie werden mich wohl verstehen: Es ist peinlich für mich, wenn ich über meinen Bruder ausgefragt werde. Deswegen gehe ich in fremden Orten den Leuten so viel wie möglich aus dem Wege. — Hoffentlich nimmt es bald ein Ende.“

Diese Erklärung beruhigte uns.

Die Mutter führte nun Harald auf sein Zimmer. Manni und ich gaben ihm die Hand und sagten ihm gute Nacht.

## *2. Der Berg winkt und lockt*

Am andern Morgen, als Manni und ich aufstanden, hatte Harald den Hof bereits wieder verlassen.

Den Leuten auf Mödruvellir war sein Kommen und Gehen nicht weiter aufgefallen. Der Hof war ja groß, und es kamen fast täglich Gäste.

Ich und mein kleiner Bruder aber konnten den Besuch Haralds nicht mehr vergessen.

Die Schönheiten des mächtigen Berges, von denen er uns erzählt: die herrliche Aussicht bis weit hinaus in den Atlantischen Ozean, die Felsen und Blumen, und die Tiere, die dort oben hausten, das alles blieb fest und lebendig in unsern kleinen Köpfen haften.

Wir sprachen die folgenden Tage kaum mehr von etwas anderem als von unserem Ausflug hinauf auf den wunder-vollen Berg.

Wir sahen da, namentlich nachts bevor wir einschliefen, in Gedanken schon Berggeister und Kobolde und sonst allerhand märchenhafte Wesen, kurzum, eine unendlich schöne, herrliche neue Welt.

Wohl waren wir schon oftmals herumgewandert auf den

Abhängen und Halden der westlichen Berge, aber wir waren noch nie höher gekommen als bis zu den steilen Felswänden ein paar Stunden vom Hofe, nicht einmal halbwegs zwischen dem Fuße und dem höchsten Gipfel des Berges.

Doch gerade dort wollten wir jetzt einmal hinauf, dorthin, wo die Felsen in die Wolken hineinragen!

Zunächst aber hielten wir unsern Plan noch geheim. Wir wollten abwarten, bis ein recht schöner Tag käme, denn sonst durften wir sicher nicht gehen. . . .

Der nächste schöne Tag war bald da. Die Luft war hell und klar, und die Sonne strahlte heiter und warm.

Manni und ich liefen am Morgen gleich hinaus und schauten nach dem Berge: sein hoher Gipfel schien viel näher gerückt als sonst, wir sahen die Felsen ganz deutlich.

Manni war deshalb rasch entschlossen; er sagte:

„Hör, Nonni, sollen wir nicht gleich jetzt gehen? Der Weg hinauf ist ja gar nicht so lang.“

Ich warf einen Blick nach allen Seiten, ob niemand in der Nähe sei, der uns hören könne. — Ich sah niemand. Der Vorsicht halber gingen wir aber doch vom Hofe weg auf eine kleine Anhöhe. Dort setzten wir uns auf einen Stein und berieten weiter.

Manni blieb dabei, daß wir sofort aufbrechen sollten. Ich aber entgegnete ihm:

„Das ist schon recht, Manni. Aber weißt du was: wenn wir ganz hinaufkommen wollen zum Gipfel, dann müssen wir doch eigentlich den ganzen Tag haben, und dann heißt es früh aufstehen. — Ich meine daher, wir wollen lieber bis morgen warten. Meinst du nicht auch so?“

„Nein, nein!“ rief der kleine Knabe lebhaft aus. „So lange dürfen wir nicht warten. Das Wetter ist heute zu schön!“

„Deswegen, Manni, können wir ruhig warten. Das Wetter ist morgen sicher ebenso schön wie heute.“

Manni seufzte und sagte:

„Aber wenn wir dann nicht gehen dürfen?“

„Da sei nur nicht bange!“ tröstete ich ihn. — „Allerdings, die Mutter müssen wir um Erlaubnis bitten.“

Manni zog an seinem Ohrläppchen — das tat er immer, wenn er verlegen war — und sagte:

„Das wird das Schwierigste von allem werden.“

„Ja, das glaube ich auch.“

„Dann ist es das beste, Nonni, wenn du sie um Erlaubnis bittest.“

„Das will ich gern tun. — Komm, wir wollen gleich jetzt zu ihr gehen.“

„Gut“, sagte Manni, indem er aufsprang. „Aber sag ihr ja nicht, daß wir ganz hinauf zur Spitze wollen, denn sonst läßt sie uns nicht fort.“

„Du hast recht, Manni, ich werde ihr kein Wort davon sagen.“

Daß wir auf diese Weise unrecht gegen unsere Mutter handelten, daran dachten wir nicht.

„Was wirst du aber der Mutter sagen, Nonni, damit sie nichts merkt?“

„O, ich frage sie nur, ob wir auf den Berg gehen dürfen, um Beeren zu suchen. — Wenn sie ja sagt, dann können wir draußen bleiben, solange wir wollen, und wir können auch so hoch hinaufsteigen, wie es uns gefällt.“

„Ganz richtig, so mußt du es machen.“ ...

Wir gingen also beide hinein zur Mutter.

Sie war eben allein im Speisekammerchen. Der Vater war zum Glück nicht da.

„Mutter“, begann ich, „Manni und ich möchten morgen gern einen Ausflug auf den Berg machen und möchten

drum etwas früher aufstehen. — Du hast doch nichts dagegen, Mutter?“

„Nein, dagegen habe ich nichts, Kinder — das heißt, wenn das Wetter gut ist.“

Manni freute sich über die Maßen. Er hüpfte auf und fiel der Mutter um den Hals.

Damit hätte er uns aber beinah verraten!

Die Mutter wunderte sich nämlich über einen so ungestümen Ausbruch der Freude und fragte, indem sie uns beide anschaute:

„Aber was habt ihr denn eigentlich vor auf dem Berge?“

„Wir wollen Heidelbeeren suchen.“

„Heidelbeeren?! — Aber Kinder, jetzt gibt es ja noch gar keine Heidelbeeren! Sie sind nicht reif, es ist noch zu früh.“

Ich warf dem Manni, der schon an seinem Ohrläppchen zupfte, einen verlegenen Blick zu: meine Antwort war mißglückt.

Doch ich faßte mich gleich wieder und sagte:

„Einige sind aber vielleicht doch schon reif, Mutter, und dann haben wir auch noch manches andere vor auf dem Berge.“

„So, was denn?“

Manni, der meinen Fehler wieder gutmachen wollte, antwortete eiligst:

„Wir wollen nach Höhlen und Schluchten und Kobolden suchen; die möchten wir einmal sehen.“

Die Mutter lachte und entgegnete ihm:

„Aber, mein kleiner Manni, dann glaube ich, es wäre besser, du bliebest zu Hause. Am Ende fällst du mir in eine dieser Schluchten hinab, oder es holen dich die Bergkobelde, und dann kämest du ja nie mehr zu mir heim!“



Manni ließ sich nicht irremachen; er schlang seine Arme wieder um den Hals der Mutter und sagte:

„Ach, liebe Mutter, du mußt nicht bange sein. Ich werde schon aufpassen, daß ich in keinen Abgrund falle, und wenn wir Berggeistern begegnen, dann laufe ich ihnen davon, daß sie mich nicht packen können. — Sei nun doch so gut und laß uns gehen.“

Die Mutter mußte wieder lachen.

„Aber warum“, sagte sie, „seid ihr darauf versessen, so früh aus dem Hause zu kommen?“

„Wir wollen auch nach Bergblumen suchen“, antwortete ich; „sie sind immer so schön am Morgen in der Frühe.“

„Ihr habt doch sonderbare Einfälle. — Ich glaube, es wäre gut, wenn Bogga mitginge. Sie wird auf euch achtgeben können; sonst, fürchte ich, lauft ihr zu weit.“ ...

Mit unserem Plan wurde es immer schlimmer. Manni und ich sahen einander bestürzt an.

Bogga mit! — Aber um Himmels willen, dann war ja das Ganze verdorben!

Ich fiel deshalb gleich wieder ein:

„Dürfen wir nicht lieber allein gehen, Mutter? — Wenn Bogga mitgeht, nimmt sie sicher wieder kleine Mädchen mit. Die können nicht schnell laufen; sie bleiben mit ihren langen Kleidern immer hängen, und dann kommt man gar nicht vorwärts. Die Mädchen sollen nur dableiben, ich und der Manni gehen viel lieber allein.“

Die Mutter lächelte wieder ein wenig. Schließlich gab sie doch nach und sagte:

„Nun ja, meinewegen könnt ihr dann morgen früh gehen. Aber kommt nicht zu spät nach Hause!“

Wir dankten der Mutter herzlich, und damit sie uns die Erlaubnis nicht mehr nehme, eilten wir gleich hinaus ins Freie. Wir hatten nämlich kein ganz ruhiges Gewissen.

Dort wurden die Einzelheiten des Ausfluges besprochen. Das mußten wir tun, denn wir hatten ja eine ganze Tage-reise vor.

Ich fragte meinen kleinen Bruder:

„Glaubst du, Manni, du wirst es aushalten, so weit und so lange bergauf zu gehen?“

„O ja, das kann ich ganz leicht“, erwiderte er lebhaft. „Ich kann ja sonst auch den ganzen Tag laufen und springen und werde gar nie müd. Und bin ich nicht schon oft auf den Bergen gewesen?“

„Ja, Manni, das bist du gewesen. — Vielleicht treffen wir auch droben irgendwo ein Pferd an, dann setzen wir uns auf seinen Rücken und reiten einen Teil des Weges! Ich nehme noch eine Schnur mit, daß wir einen Zügel davon machen können.“

„An das hätte ich nicht gedacht, Nonni. — Ha, das wird fein!“ sagte Manni ganz begeistert.

„Du hast also nichts gegen das Reiten?“

„Wie kannst du so was fragen! Das ist ja das beste von allem.“

„Dann müssen wir auch einige Butterbrote in die Tasche stecken. Wir bekommen sonst den ganzen Tag nichts zu essen.“

„O, das brauchen wir nicht“, meinte Manni. „Ich kann gut einen Tag aushalten, ohne zu essen.“

„Nein, Manni, wir wollen doch lieber etwas Brot mitnehmen.“

„Nun gut; aber wie machen wir es, damit wir morgen früh aufwachen?“

„Das weiß ich nun nicht recht, Manni.“

Wir dachten beide eine Zeitlang darüber nach.

Manni schien zuerst eine Lösung gefunden zu haben. Er sagte:

„Ich will den lieben Gott bitten, bevor ich einschlafe, daß er uns einen Engel schicke, der uns weckt.“

„Glaubst du, Gott wird das tun?“

„Warum denn nicht? Er kann ja alles. Die Mutter hat schon oft gesagt: Wenn wir Gott um etwas bitten, dann tut es Gott auch.“

Dagegen fand ich nichts einzuwenden, und somit war diese Frage auch gelöst.

Jetzt hatte ich nur noch eine Sorge: Würden wir von dem weiten Weg auch früh genug nach Hause kommen? — Die Mutter würde uns sicher böse werden, wenn wir zu lange ausblieben!

Manni aber entgegnete mir:

„Da sei nur nicht bange, Nonni. Wir stehen früh auf, und dann laufen wir, so schnell wir können, den Berg hinauf. Ein Stückweit reiten wir, dann werden wir bald droben sein. Oben setzen wir uns auf die Spitze und essen unsere Butterbrote. Dann gehen wir wieder nach Hause.“

Das war Mannis Plan, und so wollten wir es auch machen.

Wie viel zu einfach und leicht wir uns dies alles vorgestellt hatten und welche Hindernisse uns begegneten, das wird der Leser bald erfahren.

Von dem Vorabend unserer denkwürdigen Reise ist nur noch wenig zu berichten.

Am Nachmittag verschafften wir uns einige Butterbrote und versteckten sie oben in unserer Schlafkammer. Ich versah mich noch mit einer Schnur für einen Pferdezügel.

Abends gingen wir zeitig zu Bett und baten Gott, er möge uns auf irgendeine Weise recht früh wecken.

So schliefen wir ein.

### 3. Der Aufstieg

In der Nacht wurde ich plötzlich wach.

Es war mondhell. Ich sah nach der Stubenuhr: der Zeiger stand zwischen drei und vier.

Ich erhob mich leis und ging an das Bettchen meines kleinen Bruders.

Manni schlief noch fest.

Als ich ihn aber anrührte, machte er gleich die Augen auf. Er richtete sich etwas empor und schaute mir schlaftrunken eine Weile ins Gesicht. Dann aber lächelte er mich treuherzig an, rieb sich den letzten Schlaf aus den Augen und griff nach seinem Höschen.

Ich sagte nun ganz still zu ihm:

„Gib wohl acht, Manni, mach ja kein Geräusch. Wenn jemand wach wird, müssen wir wieder ins Bett, und dann kommen wir nicht bis zum Gipfel hinauf.“

Manni kleidete sich vorsichtig an, und so brachten wir es wirklich fertig, unsere Kammer zu verlassen, ohne daß wir jemand aufweckten. Wir gingen sachte die Treppe hinunter und gelangten durch den langen, finstern Gang zur Haustür.

Jetzt mußten wir im Vorraume noch an Fidel, unserem Haushund, vorbei.

Er lag in einer Ecke und rührte sich nicht; er hatte uns aber doch gleich bemerkt.

Wir sprachen ihn flüsternd an. Er gähnte und streckte dabei die Zunge so weit aus dem Maul, daß wir kaum das Lachen zurückhalten konnten. Dann stand er langsam auf.

Wie er aber sah, daß wir die Haustür öffneten, da wurde er mit einem Mal munter und beweglich. Er sprang sofort hinaus und hüpfte vor Freude bald an mir und

bald an Manni hinauf. Wir hatten alle Mühe, ihn so weit zu beschwichtigen, daß er wenigstens nicht laut bellte.

Als wir den Hof glücklich hinter uns hatten, eilten wir quer über das große Tún auf dem Pfade, auf dem einige Tage vorher Harald Helgason zu uns gekommen war.

Es war die Richtung westwärts nach dem Berge.

Wir liefen, so schnell wir konnten, denn es war immer noch möglich, daß sich ein Fenster auftat und wir von Vater oder Mutter zurückgerufen wurden.

In Sicherheit fühlten wir uns erst, als wir über die Schafställe bei der Túngrenze hinausgekommen waren.

Dort mußten wir auch bereits rasten. Wir waren nämlich schon ganz außer Atem, und Manni hatte Herzklopfen.

Von den Schafställen ab gingen wir langsamer.

Mir fiel wieder ein, daß Manni tags zuvor gesagt hatte, wir wollten den ganzen Weg tüchtig laufen, und nun sagte ich zu ihm:

„Manni, ich glaube nicht, daß wir den höchsten Berggipfel so schnell erreichen, wie du gestern gemeint hast.“

„Jetzt glaube ich es auch nicht mehr“, antwortete Manni bescheiden und noch ganz außer Atem. — „Es macht aber nichts“, fügte er hinzu, „wir werden doch hinaufkommen.“

Wir strengten uns tapfer an und stiegen frohgemut die bereits ziemlich steile Berghalde hinan.

Fidel lief beständig voraus. Oft, wenn er schon sehr weit war, kam er wieder zurück, oder er machte kleine Abstecher links und rechts von unserem Wege. Er schien gar nicht müde zu werden.

Nach ungefähr einer Stunde blieb Manni auf einmal stehen und sagte:

„Nonni, meinst du nicht, wir sollten etwas ausruhen?“

Zugleich ließ er sich nieder auf einen großen, flachen

Stein, der ein paar Fuß hoch aus dem sandigen Boden hervorragte.

„Hast du wieder Herzklopfen, Manni?“

„Ja, und ich bin so müd in den Beinen.“

Ich setzte mich neben ihn auf den Stein; denn auch ich war müde geworden. Dann sagte ich zu ihm:

„Bist du nicht hungrig, Manni?“

„Doch, sehr. Und ich glaube, es wäre besser gewesen, wir hätten zu Hause noch etwas gegessen und getrunken.“

„Ja, das hätten wir tun sollen.“

„Wie man aber so schnell hungrig wird, Nonni?“

„Siehst du jetzt, Manni! Und gestern hast du gemeint, du könntest leicht ohne Essen und Trinken den ganzen Tag sein.“

„Ja, das habe ich gestern gemeint. Heute meine ich es nicht mehr. — Sollen wir nicht ein paar von unsern Butterbrotten essen?“

„Doch, Manni, das tun wir jetzt.“

Ich packte unsere Butterbrote aus, und wir verspeisten die zwei größeren davon. Vier hatten wir dann noch übrig.

„Die müssen wir aufbewahren für später“, sagte ich; „sie werden unser Mittagessen sein.“

„Ja, das müssen wir wohl tun“, stimmte Manni zu. „Ich hätte sie aber ebensogut jetzt gleich aufessen können.“

Als wir mit unserem kleinen Mahl fertig waren und noch etwas geruht hatten, bekamen wir wieder Mut und Zuversicht.

Wir standen auf und schauten uns etwas um.

Da sahen wir in weiter Ferne unten, weit, weit unter uns den Hof Mödruvellir. Die sonst so ansehnlichen Hofgebäude kamen uns von hier aus sehr klein vor.

Von einigen Häusern stiegen blaue Rauchsäulen auf. Man war also daran, Kaffee zu kochen.

„Wenn wir nur eine Tasse warmen Kaffee oder Milch bekommen könnten!“ seufzte Manni.

„Daran mußt du jetzt nicht denken“, belehrte ich ihn, „es hilft ja doch nichts. — Schau dir lieber den schönen Himmel an dort drüben.“

Es war Sonnenaufgang. Im Nordosten standen die Berge wie in lichten Flammen; sie strahlten in Purpur und Gold.

„O wie schön ist doch das!“ rief Manni aus. „So was Schönes habe ich noch nie gesehen.“

„Ja, es ist wunderbar. Aber denk mal, wie schön es wird, wenn wir höher hinauf kommen!“

„Dann müssen wir eilen“, antwortete Manni. „Jetzt bin ich nicht mehr müde.“

Wir wandten uns zum Gehen und setzten unsere mühsame Wanderung bergan wieder fort.

Jetzt liefen wir aber nicht mehr so stark wie vorher. Es ging immer steiler und steiler, das war sehr anstrengend.

Den Mut verloren wir jedoch nicht. Wir faßten einander bei der Hand und halfen uns gegenseitig.

Im Anfang plauderten wir lebhaft. Bald aber merkten wir, daß es besser war, wenn wir nicht sprachen; wir mußten dann nicht so sehr schnaufen.

So erkletterten wir eine Höhe um die andere, und es dauerte nicht lange, da schwitzten wir am ganzen Körper.

Als wir wieder eine solche Höhe erreicht hatten, sagte Manni:

„Es ist doch sonderbar: mir kommt es vor, wie wenn der Berg immer höher würde, je weiter wir heraufkommen.“

„Denselben Eindruck habe ich auch, Manni. Es will kein Ende nehmen mit all den Höhen und Halden; es kommen fortwährend neue Hügel, und der höchste Gipfel ist immer gleich weit oben.“

„Ja, Nonni, gerade das ist es, was ich gemeint habe.“

Dann zeigte er mit dem Finger auf den folgenden höchsten Bergrand, den man sah, und sagte:

„Schau, dort ist wieder so ein Rand. Es sieht aus, als ob es der höchste wäre. Aber du wirst sehen, wenn wir droben sind, ist es wieder nicht der letzte.“

Manni hatte recht.

Wir erstiegen schweigend den steilen Bergeshang.

Als wir oben ankamen, lag vor uns eine kleine saftiggrüne Ebene, und dahinter erhob sich abermals ein Hügel, der ganz mit Heidekraut bedeckt war.

„Siehst du“, hub jetzt Manni wieder an, „es ist so, wie ich gesagt habe. Dort oben sieht man wieder einen Gipfel, der reicht bis zu den Wolken hinauf. — Glaubst du, das ist schon der höchste?“

„Ich weiß nicht, Manni. Aber wir müssen schon sehr hoch oben sein.“

Ich wandte mich um und schaute rückwärts. — Wir hatten tatsächlich schon einen gewaltigen Weg zurückgelegt.

Und die wunderbare Aussicht, die man hatte!

Ich nahm nun Manni beim Arm und sagte zu ihm:

„Sieh mal, Manni, wie schön es da ist!“ Und wie klein unser Hof jetzt aussieht! So weit, wie der nun unten liegt, sind wir schon aufwärts gestiegen. Ich glaube, wir werden bald oben auf der Spitze sein.“

Mannis Gesicht heiterte sich auf. Die herrliche, sonnbeglänzte Landschaft, die sich weithin zu unsern Füßen dehnte, schien ihn ganz zu bezaubern; er konnte gar nicht genug schauen.

Wir sahen da eine Menge Höfe und Wiesen und Menschen und Tiere, und die Täler erstreckten sich nach Nord und Ost und Süd, soweit das Auge reichte. Die Hörgá,





der große, reißende Fluß, war von uns aus nur mehr wie ein kleiner Bach, der im Sonnenschein glitzert!

Während wir so dastanden und die herrliche Landschaft bewunderten, rief Manni plötzlich aus, indem er nach Norden zeigte:

„Nonni, schau mal, ist das nicht der Atlantische Ozean, was man dort zwischen den zwei Bergen sieht?“

Ich strengte meine Augen an und entdeckte in der angegebenen Richtung einen runden, leuchtenden Fleck.

Er war blau wie der Himmel und nahm sich im Glast der hellstrahlenden Sonne aus wie ein in Gold gefaßter Edelstein.

„Ja, Manni“, sagte ich, „du hast recht, das ist der Atlantische Ozean.“

„O, dann sind wir freilich schon weit oben“, versetzte Manni voll Begeisterung. „Jetzt kommen wir sicher noch bis auf die Spitze!“ ...

Wir faßten nun einander wieder bei der Hand und gingen raschen Schrittes über die grüne Ebene nach Westen hin. Den Hügel hinauf mußten wir durch hohes Heidekraut waten; es reichte uns oft bis an die Hüften.

Als wir endlich nach langem, mühsamem Steigen oben waren, hatten wir vor uns — wieder eine ganz neue Landschaft!

Es war ein wellenförmiges, sanft ansteigendes Gelände, übersät von großen und kleinen Steinen. Viele von den Steinen waren flach und die meisten reich bewachsen mit dem bekannten isländischen Moos oder „Berggras“, wie die Isländer es nennen. Das sind kostbare Kräuter von bräunlicher oder aschgrauer Farbe.

In allen Ritzen und Spalten zwischen den Steinen wuchs gewöhnliches, saftiges Gras und eine Menge roter, blauer und gelber Bergblümlein.

Jenseits dieser steinigen Fläche — sie war gut eine halbe Stunde breit — erhoben sich drohend gewaltige, fast senkrecht dastehende Felsen.

Sie erinnerten uns lebhaft an die Felsenwand in der berühmten Lavaschlucht Almannagjá im Südlände, von der die Mutter uns so oft erzählt hatte.

Was sollten wir nun aber anfangen? Wir konnten doch unmöglich diese mächtigen Steinwände hinaufklettern!

Wir blieben eine Zeitlang stehen und sahen einander ratlos an. Endlich sagte Manni:

„Sollen wir nicht doch bis zu den Felsen hingehen? Vielleicht finden wir eine Kluft, wo wir durchschlüpfen können.“

„Nein, das glaube ich nicht, Manni. — Und was meinst du, wenn da Steine herunterfielen! — Wir müssen uns entweder nach Süden oder nach Norden wenden, um die Felswand zu umgehen.“

„Das wäre aber ein gewaltiger Umweg, Nonni.“

„Ach ja, es wird uns lange aufhalten. Zwei Stunden wird es sicher dauern.“

„Dann kommen wir ja nicht mehr auf den Gipfel, Nonni!“

Dem Kleinen traten Tränen in die Augen.

Er war schon so müde und hungrig und sehnte sich doch so sehr, den hohen Bergkamm zu erreichen.

#### *4. Die Schafe in der Felsenhöhle*

Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, meinen Bruder zu trösten. Aber da bekam er selber wieder einen glücklichen Einfall.

„Sollen wir nicht niederknien“, sagte er, „und Gott bitten, daß er uns helfe? Du weißt ja, er kann alles.“

„Das ist ein ausgezeichneter Gedanke. Das wollen wir tun, und zwar jetzt gleich.“

Wir knieten nieder auf einen der großen, flachen Steine. Er war so dicht mit isländischem Moos bewachsen, daß dieses kostbare Kraut gleichsam ein weiches Kissen für unsere Knie bildete.

Erst beteten wir eine kurze Zeit im stillen, jeder für sich. Danach sagte Manni:

„Weißt du was, Nonni? Wir haben heute morgen, als wir aufstanden, unser Morgengebet vergessen.“

Ich war nicht wenig darüber beschämt, daß ich diesen Vorwurf von meinem kleinen Bruder hören mußte. Aber da Manni wirklich recht hatte, mußte ich meinen Fehler eingestehen.

Manni, der ein sehr schönes Morgengebet in Versen auswendig konnte, betete vor und schloß mit einem Vater-unser.

Ich hatte das Gefühl, daß wir da oben in der großen, stillen Bergeseinsamkeit mit größerer Andacht beteten als sonst. Wir waren beide so feierlich gestimmt.

Als wir fertig waren, erhoben wir uns und setzten uns auf das trockene, weiche Moos nieder.

„Jetzt wird Gott uns sicher helfen“, sagte Manni.

„Welche Richtung, meinst du, sollen wir nun einschlagen?“

„Das weiß ich noch nicht recht“, sagte er. „Aber paß auf, wir werden es gleich sehen.“

Er hob ein Steinchen auf und zeigte es mir.

„Schau, Nonni, dieser Stein ist schwarz auf der einen Seite und weiß auf der andern. Die weiße Seite soll Süd bedeuten, die schwarze Nord. Jetzt werfe ich ihn in die Luft.“

Fällt das Weiße nach oben, gehen wir südlich, und wenn das Schwarze obenhin kommt, gehen wir nach Norden.“

Er warf den Stein in die Luft. — Die weiße Seite kam nach oben.

„Siehst du, Nonni! Nach Süden müssen wir gehen.“

„Ich muß aber doch auch noch werfen!“ sagte ich.

Ich warf das Steinchen in die Höhe, wie Manni vorher getan hatte. — Wieder war die weiße Seite oben.

„Hast du gesehen!“ rief Manni aus. „Jetzt ist es ganz klar, daß wir nach Süden müssen.“

„Aber das kann der Stein doch nicht wissen, Manni.“

„Nein, aber es ist Gott, der es uns auf diese Weise zeigt.“

„Wie weißt du das?“

„Ich habe ihn darum gebeten.“

„Aber Manni, das solltest du doch nicht tun. Die Mutter sagt, solche Dinge sind abergläubisch, und man darf Gott nicht versuchen.“

„Dann will ich es nicht mehr tun, Nonni. — Aber ich glaube, wir gehen nun doch am besten nach Süden.“

Ich konnte Manni nicht widersprechen.

Wir standen auf und setzten unsere Wanderung fort. Wir gingen nach Süden, bogen aber doch etwas nach Westen ab, so daß wir den Felsen dort immer näher kamen.

Nach einer Weile sagte mein Bruder:

„Nonni, gibt es hier wohl nirgends Wasser? Ich habe so schrecklich Durst.“

„Das habe ich auch, Manni. Und Hunger habe ich auch, und dann bin ich auch noch sehr müde.“

„Ja, das bin ich auch. — Ach, wenn wir nur etwas mehr Butterbrote mitgenommen hätten!“

Wir wurden beide sehr betrübt. Die Hoffnung aber, unser Ziel zu erreichen, gaben wir noch nicht ganz auf;

ohne viel zu reden, gingen wir unsern Weg weiter, uns beide an der Hand führend.

Auf einmal fing Fidel, unser treuer Begleiter, heftig an zu bellen. Er spitzte die Ohren und spähte scharf in der Richtung gegen die Felswand.

Wir schauten nun ebenfalls dorthin und entdeckten oben, ganz nah bei den Felsen, einige weiße Punkte, die sich auf dem grünlich-grauen Boden hin und her bewegten.

„Was mag das wohl sein?“ sagte ich zu Manni.

Er mit seinen scharfen Augen sah genau hin und rief dann aus:

„Nonni, ich glaube, es sind Schafe!“

„Schafe?! — Meinst du wirklich, Manni? — O, das wäre ja prächtig! Etwas Besseres könnten wir jetzt nicht antreffen.“

Manni schaute mich verwundert an.

„Was kann uns denn das helfen, wenn es auch Schafe sind?“

„Was uns das helfen kann? — Das wirst du doch verstehen, Manni! — Denk dir, wenn wir ein Milchschaaf fangen könnten, dann bekämen wir doch Milch zu trinken!“

„O ja, das ist wahr! — Aber meinst du, Nonni, diese Schafe haben jetzt gerade Milch?“

„Das glaube ich ganz sicher.“

Mannis Augen leuchteten vor Freude.

Gleich aber fragte er wieder:

„Wie sollen wir denn die Schafe fangen, Nonni? Sie können doch schneller laufen als wir!“

„Eines werden wir schon erwischen“, beruhigte ich ihn.

„Das machen wir jetzt so: Wir binden den Fidel an die Schnur, daß er uns die Schafe nicht versprengt. Sind wir dann dort, dann hältst du ihn, und ich fange ein Schaf. Ich werde schon fest laufen!“

Manni fand meinen Plan ausgezeichnet.

Ich rief Fidel, zog meine Schnur aus der Tasche und band sie ihm um den Hals.

Nun wanderten wir die Anhöhe hinauf und gingen dann langsam und vorsichtig auf die Schafe zu.

Je näher wir zu ihnen hinkamen, desto unruhiger wurde Fidel. Doch er war ein gut gezogener Schäferhund, und es gelang uns, ihn zu beschwichtigen.

Ab und zu einen leisen Klagelaut konnte er freilich nicht ganz unterdrücken. Er drängte lebhaft vorwärts, aber Manni hielt ihn ordentlich fest.

So kamen wir den Schafen immer näher und näher. Sie schienen uns aber noch nicht bemerkt zu haben. — Oder waren sie vielleicht so zahm, daß sie sich gar nicht um uns kümmerten?

Erst als wir bis auf etwa hundert Schritte bei ihnen waren, blickten sie auf.

Wir machten sofort halt.

Die großen, kräftigen Tiere schauten uns eine Weile ruhig an, dann begannen sie wieder zu grasen.

„Die gehören wahrscheinlich zu einem der Bauernhöfe hier in der Umgegend“, sagte ich zu Manni; „sie sind gar nicht wild.“

„O, wenn du nur eines fangen könntest, Nonni!“ erwiderte er.

„Ich glaube schon, Manni, daß ich eins erwische. — Mir scheint, es sind lauter Milchschafe.“

Wir gingen ganz leise wieder ein Stück weiter vor. — Bis zum nächsten Schaf waren vielleicht noch zwanzig Schritte.

Da hörten sie plötzlich alle zu grasen auf, drehten die Köpfe nach uns um und schauten uns gerade an.

Dann brach die ganze Herde auf und zog in aller Ruhe südwärts längs der jetzt ganz nahen Felswand.

Manni fing schon zu seufzen an, daß wir nun doch keine Milch zu trinken bekämen.

Ich aber hatte eben einen Einschnitt in dem Felsen entdeckt, eine Art Höhle. Er mochte etwa zehn Fuß breit sein. Schnell gefaßt sagte ich zu meinem Brüderchen:

„Jetzt bekommen wir sie doch, Manni. — Sieh, da ist eine Höhle, da müssen wir sie nun hineintreiben, aber gleich, sofort! Bleib du mit Fidel hier, ich gehe dort hinunter, dann bringen wir sie schon hinein.“

Ich lief nun im Halbkreis links an den Schafen vorbei und hielt sie von unten her auf. Manni kam mit Fidel von oben herunter, und so war die ganze Herde zwischen Manni, mir und der Felswand eingeschlossen.

Das Spiel war gewonnen.

Sachte und ohne die geringste Schwierigkeit trieben wir die prächtigen Tiere nach dem Eingang der Höhle.

Sie gingen alle ruhig hinein und blieben nicht eher stehen, als bis sie im hintersten Winkel waren.

Die Höhle war ungefähr zwanzig Fuß tief. Dort drängten sie sich zu einem dichten Knäuel zusammen.

Schneller und leichter hätte es fürwahr nicht gehen können.

Und damit uns keiner von den Gefangenen entrinne und auch andere zur Flucht verleite, mußte Fidel in der Mitte des Ausgangs Wache stehen. An dem Hund schlüpfte sicher kein Schaf vorbei, das war undenkbar.

Jetzt konnten wir leicht eines der Tiere melken. Wie man es machen mußte, hatten wir ja zu Hause auf unserem Hof schon oft gesehen.

Ich kniete auf den Boden nieder und wollte bei dem Schaf, das mir am nächsten stand, beginnen.



Nun stellte sich aber eine neue Schwierigkeit heraus! — Wo ein Gefäß hernehmen für die Milch? Da war weder Eimer noch Tasse noch Glas.

Wir standen ratlos da und wußten uns nicht zu helfen. Wir sannten hin und her, schauten uns in der Höhle um, sahen aber nichts, worein ich hätte melken können.

Endlich fand der kleine Manni wieder eine Lösung.

Er nahm seine runde, weiche Mütze ab, schlug sie einige Male gegen das Knie, um sie von Staub und Sand zu reinigen, drückte mit der Faust oben eine Höhlung hinein und sagte:

„Hier, Nonni, da kannst du ganz gut hineinmelken.“

Ich mußte laut lachen über den gelungenen Einfall. Aber es war so, wie Manni dachte: die Mütze konnten wir sehr wohl als Gefäß brauchen.

Ich kniete wieder hin, Manni hielt seine eingedrückte Mütze unter, und ich molk ihm die schneeweiße, warme Milch hinein.

Als die Mütze voll war, trank der durstige kleine Knabe sie mit dem größten Wohlbehagen in einem Zuge aus.

„Ist die Milch gut, Manni?“ fragte ich ihn, als er leer hatte.

„O, herrlich! Sie hat einen wunderbaren Geschmack. Es ist, wie wenn lauter feine Blumen' und Kräuter drin wären.“

„Ist das wahr? Kannst du wirklich etwas merken von Blumen- und Kräutergeschmack? Oder meinst du es nur, weil du so Durst hast?“

„Aber ganz sicher, Nonni, sie schmeckt nach Bergblumen und Berggras. Eine so gute Milch habe ich noch nie getrunken. Da muß ich noch mehr haben, noch viel mehr.“

„Gib die Mütze her, Manni, du bekommst soviel du willst.“

Er hatte einen gewaltigen Durst: ich mußte ihm seine Mütze mit der warmen, duftenden Milch ein um das andere Mal füllen.

Dann kam ich daran.

Ich molk ein zweites Schaf und trank ebenfalls mehrere Mützen voll. — Es war, wie Manni gesagt hatte, ein köstlicher Trunk; die Milch hatte einen ganz vortrefflichen, würzigen Geschmack.

Als wir uns beide satt getrunken hatten, schenken wir der ganzen Herde ihre Freiheit wieder. Die Tiere wanderten langsam und ruhig hinaus und fingen wieder an zu grasen.

Wir fühlten uns ganz wunderbar erfrischt.

Am Ausgang der Höhle setzten wir uns noch ein wenig nieder. Fidel nahm seinen Platz zwischen uns.

Ich befreite ihn von der Schnur, die ich ihm vorher um den Hals gebunden hatte.

„Der arme Hund!“ sagte Manni. Er hat noch gar nichts zu essen und zu trinken bekommen seit heute morgen früh.“

„Ja, Manni, der Fidel muß nun auch etwas haben.“

Ich griff in die Tasche, holte meine beiden Butterbrote heraus, die ich noch übrig hatte, und gab das eine dem treuen Hund.

Wie schnell aber das verschwunden war!

Manni folgte augenblicklich meinem Beispiel und schenkte dem Fidel auch eines von seinen zwei Butterbrotten.

Unser vierbeiniger Freund zeigte sich dafür sehr dankbar. Er wedelte mit dem Schwanz, trippelte emsig mit den Vorderbeinen und fuhr mit seinem Kopfe bald mir bald Manni ins Gesicht.

Wir waren nun alle drei gestärkt und machten uns

munter wieder auf den Weg die mächtige Felswand entlang.

Die Schafe waren so eifrig am Grasens, daß sie uns kaum beachtetten, als wir fortgingen.

Manni aber rief ihnen zu:

„Lebt wohl! — und Dank für die gute Milch!“

### 5. *Das liegende Pferd*

Jetzt fiel uns das Wandern ganz anders leicht als vorher. Wir waren wie neugeschaffen.

Doch es war sonderbar: wir gingen und gingen, ja wir liefen fast, aber die hohe Felswand wollte kein Ende nehmen. Wir wurden bald wieder müde und kamen allmählich immer langsamer voran.

Plötzlich bleibt Fidel stehen, spitzt die Ohren, knurrt und heult und schaut vorwärts.

„Was wird er wohl jetzt wieder haben?“ sagte Manni.

Wir konnten nichts entdecken und setzten unsern Marsch fort.

Doch kaum waren wir fünf Minuten weiter gegangen, da rief Manni aus:

„Jetzt sehe ich es!“

Gleich darauf sah ich es auch — es war ein Pferdekopf, der über den Rand einer kleinen Vertiefung herausragte!

Fidel fing laut zu bellen an. Wir mußten ihn zurückhalten.

Mir kam nun sofort ein Gedanke.

„Wir haben Glück, Manni“, sagte ich; „es ist ein Pferd, das liegt dort, um sich auszuruhen. Das müssen wir fangen.“

„Ja, Nonni, und dann reiten wir! Dann geht es schnell, und wir werden nicht mehr müde!“

Der kleine Manni war vor Freude schon ganz selig.

„Jetzt müssen wir aber aufpassen“, begann er wieder, „damit es uns nicht davonläuft. Pferde sind nicht so leicht zu fangen wie Schafe.“

„Ich weiß es, Manni; aber ich habe auch schon oft Pferde eingefangen. — Ich gehe ganz allein hin, du mußt mit dem Fidel hier warten und ihn ruhig halten.“

„Ja, Nonni. — Gib aber wohl acht, daß es dir nichts tut!“

Ich schlich mich vorsichtig zu dem Pferde hin. Es schaute mich mit seinen großen, wie Glas glänzenden Augen an und rührte sich nicht.

Ich näherte mich ihm Schritt für Schritt auf den Zehenspitzen.

Endlich war ich nur mehr eine Armweite von ihm entfernt. Ich ließ mich, den Blick unverwandt auf das Pferd gerichtet, ganz langsam und ruhig in die Knie sinken.

Das Herz pochte mir in der Brust. Ich fürchtete, das Roß könnte plötzlich aufspringen und nach mir schlagen.

Es war ein Wagnis. Aber jetzt durfte ich nicht zaudern.

Ich streckte und neigte mich nach vorn — und legte sanft dem großen Tier die Hand auf die Mähne.

Damit war es gefangen. . . .

Ich fühlte, daß ein leises Zittern durch seinen ganzen Leib ging. Doch machte es noch keine Anstalten, sich zu erheben.

Ich streichelte es am Kopfe, um es zu beruhigen. Gleichzeitig zog ich mit der andern Hand meine Schnur aus der Tasche.

Dann führte ich das eine Ende dem Pferd sachte ins Maul, zog die Schnur unter der Zunge durch und band sie um den Unterkiefer mit einem Knoten auf der linken

Seite fest. Hierauf warf ich das andere Ende der Schnur oben über die Mähne und knüpfte es rechts unter dem Kiefer an.

Der Zügel war fertig, wir hatten ein Reitpferd.

Nun rief ich Manni herbei.

Er war mit Fidel rasch zur Stelle.

Der Hund ging vorsichtig um unsern großen Gefangenen herum und beschnupperte ihn auf allen Seiten.

Das Pferd blieb aber ruhig im Grase liegen. Wir redeten ihm zu, es sollte aufstehen, allein umsonst.

Ich sagte nun zu Manni:

„Wenn es nicht aufsteht, dann setzen wir uns einfach auf seinen Rücken und treiben es auf.“

Manni hielt das auch für das beste. Bevor wir aber aufsaßen, sah er sich mit ängstlicher Miene um und sagte:

„Weißt du auch, Nonni, wem das Pferd wohl gehört?“

„Es ist sicher eines von unserem Hof“, beruhigte ich ihn, „die kommen ja weit hier herauf zur Weide. Hab nur keine Angst, Manni, ich habe doch schon oft Pferde im Freien genommen und einen kleinen Spazierritt mit ihnen gemacht!“

Damit war Manni zufrieden, und wir machten uns mit ruhigem Gewissen daran, auf dem Rücken des liegenden Tieres Platz zu nehmen.

Ich saß zuerst auf, dann, von mir unterstützt, der kleine Manni. Er mußte hinter mich sitzen.

Nun galt es, das Pferd zum Aufstehen zu bringen.

Ich sagte zu Manni, er solle sich fest an mir halten. Das tat er auch; er umfaßte mich mit beiden Armen und sagte dann:

„So, jetzt sitze ich; ich falle nicht mehr hinunter.“

Ich nahm mit der linken Hand den Zügel, mit der rechten hielt ich mich an der Mähne fest.

Dann fingen wir an:

„Auf! auf! — hyp! hyp! — brr! brr!“

Wir riefen beide miteinander und strampelten mit den Beinen gegen die Rippen des Pferdes.

Aber merkwürdig: es half so gut wie nichts. Das Roß wandte nur den Kopf nach rechts oder links. Ein paar-mal drehte es ihn ganz um und schaute uns kleine zap-pelnde Reiter gutmütig an.

Wir konnten gar nicht begreifen, was da fehlte. Alles Rufen und Strampeln und Zerren war vergebens.

Schließlich meinte der kleine Manni, der mich immerfort mit beiden Armen fest umschlungen hielt:

„Weißt du was, Nonni: wir sollten eine Reitpeitsche haben, dann würde es schon gehen.“

„Ja, wenn wir aber doch keine haben!“

„Kannst du auch den Zügel nicht etwas fester an-ziehen?“ fragte er dann.

Ich zog ruckweise wieder an meiner Schnur, während wir gleichzeitig weiter mit den Beinen strampelten und „hyp! hyp!“ riefen. Doch alles hatte keinen Wert; das Pferd streckte einige Male den Kopf in die Höhe und — blieb im Grase liegen.

Wir schlugen mit den Händen auf das störrische Tier ein und strampelten und riefen immer lauter, und auch Fidel bellte kräftig dazu: aber unser Roß kümmerte sich wenig darum; es schien alles nur als Spaß aufzufassen.

Jetzt wußten wir kein Mittel mehr, das wir anwenden konnten. Wir blieben eine Weile sitzen und ruhten aus.

Auf einmal ließ Manni mich mit der einen Hand los und sagte:

„Nonni, ich habe jetzt eine Peitsche gesehen! — Sieh mal, dort unten sind ganz niedrige Sträucher, da könntest

du eine dicke Rute herausschneiden, und das gäbe eine Reitpeitsche.“

„Du hast aber heute lauter gute Einfälle, Manni“, lobte ich meinen Bruder. „Ja, da will ich eine Rute holen. — Paß aber unterdessen gut auf und bleib ruhig sitzen und halte den Zügel fest.“

Ich stieg vom Pferde und übergab Manni den Zügel. Dann lief ich hinunter an die Stauden, schnitt mit meinem Taschenmesser zwei kräftige Gerten ab, entfernte rasch die Blätter und kleinen Zweige und eilte wieder zu Manni zurück. Eine von den Gerten gab ich ihm.

„So mein Rößlein“, sagte ich, „jetzt wird es aber sicher gehen!“

Ich saß auf, und nun fingen wir von neuem an:

„Hyp! hyp! — brr! — auf! auf!“

Dazu gab es noch kleine Rutenhiebe nach links und nach rechts.

Doch wer hätte das geglaubt! — das Roß ließ sich schlagen, soviel wir wollten, zeigte aber nicht die geringste Lust aufzustehen! Es war gerade, wie wenn es die Schläge nicht spürte.

Ich sagte daher zu meinem Bruder:

„Manni, ich glaube, das Pferd spürt gar nichts, wenn wir es schlagen.“

„Meinst du wirklich?“

„Ja, ich glaube es fast. Und ich meine, es kommt daher, weil wir hier oben nicht Kraft genug haben zum Schlagen.“

„Was sollen wir dann tun, Nonni?“

„Ich glaube, ich muß wieder absteigen. Dann stelle ich mich hinter das Tier, und dann wirst du etwas erleben!“

Gesagt, getan!

Ich stieg ab, gab Manni den Zügel und stellte mich hinter das liegende Pferd.

In der Hand hielt ich meine lange „Reitpeitsche“, die frisch geschnittene Rute.

„Nun paß aber auf, Manni“, rief ich, „daß du nicht herunterfällst, wenn das Pferd aufspringt! — Jetzt fange ich an. — Hältst du die Schnur gut fest?“

„Ja, fang nur an!“

Ich bemerkte, wie das Tier etwas ängstlich den Kopf nach mir umwandte und mich schief anschaute.

Ich ging nun ein paar Schritte von ihm weg, schwang mit beiden Händen die lange Rute, indem ich auf das Pferd zusprang, drohte ihm und schrie, so laut ich konnte.

Fidel half mit durch heftiges Bellen.

Das Roß spitzte die Ohren.

„Gib acht, Manni!“ rief ich noch einmal, und dann hieb ich zu, diesmal mit aller Kraft.

Das wirkte. — Aber o weh! es kam ganz anders, als ich erwartet hatte!

Das bisher gutmütige Tier fuhr plötzlich zusammen, bäumte sich vorn in die Höhe und stand nun beinahe senkrecht auf den Hinterfüßen!

Manni glitt von der Mähne bis fast zum Schwanz hinter. Er stieß einen Schrei aus und rief:

„Hilf! Nonni, hilf! Ich falle!“

„Laß die Schnur nicht los! Halt dich fest an der Schnur!“

Er konnte sie gerade noch um sein Handgelenk wickeln, sonst wäre er herabgefallen. Er hing nur mehr so hinten auf dem Pferde.

Das Tier wurde jetzt noch wilder. Es sperrte den Rachen auf, rollte die Augen und drehte den Schwanz kräftig im Kreise.

Es war ein schrecklicher Anblick für mich.

Manni schrie aus Leibeskräften. Ich hatte Todesangst um ihn.





„Laß dich herunterfallen!“ rief ich ihm zu.

Er konnte aber nicht wegen der Schnur, die nun fest um das rechte Handgelenk gewickelt war. Mit der linken Hand hielt er sich am letzten Haarbüschel der Mähne.

Jetzt ließ das Pferd sich auf die Vorderfüße fallen, hüpfte wütend noch ein paarmal auf und nieder — dann rannte es samt meinem kleinen Bruder in südwestlicher Richtung davon. . . .

Dies alles waren nur einige Augenblicke.

Ich sprang ihnen nach, so schnell mich meine Beine trugen. Fidel hatte das Pferd rasch eingeholt und suchte es in die Hinterbeine zu beißen.

„Laß dich herunterfallen, Manni! laß dich herunterfallen!“ schrie ich unablässig.

Als Antwort vernahm ich nur das gellende Angstgeschrei

des kleinen Knaben, der ausgestreckt auf dem Rücken des dahinstürmenden Pferdes lag.

Nach wenigen Minuten verschwanden Roß und Reiter zwischen den finstern Felsen.

### 6. *Ein unheimlicher Ritt*

Ich kam von dem schnellen Laufen bald außer Atem und wurde so müde, daß ich nicht mehr weiter konnte; ich mußte ein wenig stehenbleiben.

Fidel schaute mich zuerst wie mit einem fragenden Blick an, dann sprang er ungeduldig vor und zurück, als wollte er sagen, wir müssen weiter.

Allein es ging nicht, ich war zu erschöpft.

Die Angst und Sorge um den armen kleinen Manni drückten mich noch vollends nieder. Das durchgegangene Pferd konnte ich ja unmöglich einholen!

Und doch — meinen Bruder durfte ich um keinen Preis im Stiche lassen, ich mußte ihn suchen und ihn finden, koste es, was es wolle.

Dieser Gedanke verlieh mir wieder neue Kraft. Ich nahm mich zusammen und setzte mein Laufen fort.

Fidel sprang freudig bellend voraus. Wollte ich nachlassen in meiner Eile, dann kam er zu mir her, hüpfte bis an meine Brust empor, kratzte mich und zerrte an meinen Kleidern, um mich aufzumuntern.

So kamen wir wieder ein gutes Stück weit. Ich lief und lief, was ich konnte.

Es dauerte aber nicht sehr lang, da fühlte ich in der Brust einen stechenden, schneidenden Schmerz. Mein Herz hämmerte gewaltig. Mir wurde schwarz vor den Augen, und schließlich fiel ich halb bewußtlos nieder in den Sand....

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich etwas Feuchtes und Weiches im Gesicht.

Ich öffnete die Augen und sah mir zu Häupten Fidel stehen. — Er schaute mich bekümmert an und schnüffelte vorsichtig an meinem Gesicht, meiner Brust und meinen Händen herum.

Wie er merkte, daß ich noch am Leben war, kam er fast außer sich vor Freude. Er setzte sich neben mir auf den Boden, wedelte immerfort mit dem Schwanz und trippelte emsig mit den Vorderpfoten. — Er meinte wohl, ich sollte aufstehen.

Ich brachte es mit Mühe fertig und schleppte mich zu einem nahen flachen Stein. Dort setzte ich mich nieder und überlegte, was ich nun anfangen sollte.

Gleich kam mir die ganze furchtbare Wirklichkeit wieder zum Bewußtsein.

Ich sah Männi, meinen lieben kleinen Bruder, auf dem wilden Pferde liegen und dieses durch Schluchten und an Abgründen dahinrasen. — Und ich saß da und konnte ihm nicht helfen und wußte nicht, wo er sei. — Und der Vater und die Mutter zu Hause warteten umsonst und wir kämen nicht heim. . . .

Ich verzweifelte fast.

Manni ist vielleicht in Lebensgefahr, dachte ich wieder, und ich, sein älterer Bruder, saß hier und grübelte!

Ich sprang auf und wollte weiterlaufen — Fidel bellte schon wieder vor Freude — aber ach! kaum daß ich einen Schritt machen konnte, sank ich wieder zurück auf den Stein.

Nun wurde ich traurig über alle Maßen; ich fühlte, daß mir Tränen kamen. Ich bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, und weinte wie noch nie in meinem ganzen Leben. . . .

Als ich mich ausgeweint hatte, richtete ich mich langsam

auf und blickte angstvoll nach allen Seiten. — Außer Fidel, der noch immer an derselben Stelle saß, war kein lebendes Wesen zu sehen.

Ich zog mein Taschentuch heraus und trocknete mein nasses Gesicht ab.

Jetzt erst fuhr mir blitzschnell der Gedanke durch den Kopf, daß ich beten sollte, Gott werde mir dann sicher helfen.

Ich warf mich gleich auf die Knie, faltete die Hände und rief ganz laut:

„Lieber Gott, hilf mir doch, daß ich meinen kleinen Bruder finde! Ach hilf mir! hilf mir!“ ...

Danach wurde ich viel ruhiger, und ich konnte wieder meine Gedanken sammeln.

Auf einmal wurde es mir klar: ich mußte mir ein neues Pferd verschaffen, dann konnte ich Mannis Pferd einholen. An Pferden aber, dachte ich, wird hier oben wohl kein Mangel sein.

Ich überlegte also, wo ich nach einem suchen könnte. — Da fiel mir ein, daß ich kurz vorher weiter südlich einige Rasenplätze mit hohem, saftigem Gras gesehen hatte. Dort war gewiß ein Pferd zu finden.

Ich wandte mich nun gegen Süden.

Der Schmerz in meiner Brust ließ allmählich nach, und so konnte ich einigermaßen wieder marschieren. Auch ging es glücklicherweise bergab.

Ich spähte überall umher und kletterte auf alle größeren Steine und jedes Hügelchen, um Ausschau zu halten. ...

So suchte ich ziemlich lange vergebens, aber den Mut verlor ich nicht mehr; ich war sicher, daß ich Erfolg haben würde.

Und so kam es auch in der Tat.

Auf einem der genannten Rasenplätze traf ich ein gra-

sendes Pferd an, sogar einen „Stahlgrauen“ aus dem Eyjafjördur! Die gehören zu Islands allerbesten.

Meine Freude, als ich das Tier erblickte, war unbeschreiblich. Auf dem konnte ich mit Mannis Pferd leicht um die Wette rennen! . . .

Plötzlich aber blieb ich stehen: es fiel mir ein, daß ich keine Schnur mehr hatte für einen Zügel; das wilde Roß war ja damit fortgelaufen.

Nun war ein guter Rat teuer, denn ohne Zügel konnte mir das beste Pferd nichts nützen.

Ich durchsuchte hastig alle meine Taschen. . . .

Da Welch ein Glück! — aus einer kam ein etwa zwei Ellen langer Bindfaden zum Vorschein.

Den konnte ich nun allerdings nicht ohne weiteres brauchen; er war zu dünn, und es wäre grausam gewesen, ihn dem Pferd um den Unterkiefer zu binden. Er hätte das Tier sicher arg verwundet.

Aus dieser Schwierigkeit half ich mir indes rasch. Ich riß aus dem Futter meiner Jacke einen Streifen heraus, drehte ihn zu einer weichen Leine, band diese an meinen Faden — und Zügel und Gebiß waren fertig.

Jetzt galt es, das feine, stahlgraue Tier zu fangen.

O wenn es nur nicht scheu wird und nicht davonläuft! dachte ich mit Bangen.

Zunächst nun suchte ich Fidel durch Zeichen und Worte klarzumachen, daß er hinter mir bleiben und sich artig und ruhig verhalten solle. Dann ging ich langsam und bedächtig auf das grasende Pferd zu.

Als ich ihm schon ganz nahegekommen war, hörte es auf zu grasen und schaute mich scharf an.

Ich ging noch langsamer.

Da auf einmal drehte es sich um — und lief fort den Berg hinunter! . . .

Du guter Gott, was aber jetzt anfangen!

Sollte ich ihm nachspringen? — Nein, das durfte ich nicht: das Tier wäre nur noch scheuer geworden.

Ich besann mich kurze Zeit. — Vielleicht war der Hund schuld, daß es fortlief.

Ich führte Fidel hinter einen großen Stein. Dort mußte er mir hinliegen, und ich warnte ihn, daß er nicht eher vorkomme, als bis ich ihn rief.

Kaum aber war ich einige Schritte weit von ihm weg, da kam er, den Schwanz zwischen den Beinen, hinter mir hergeschlichen.

Ich brachte ihn gleich wieder an seinen Platz zurück und befahl ihm mit strengen Drohungen, zu bleiben. — Zum Zeichen der Reue und des unbedingten Gehorsams legte er sich auf den Rücken und streckte alle Viere von sich.

Dann entfernte ich mich wieder.

Als ich ein Stück weit gegangen war, schaute ich um. — Fidel hatte wieder nicht gefolgt. Das gute Tier stand leise heulend vor dem Stein und sah mir sehnsüchtig nach.

Ich drohte ihm mit den Händen, bis er sich setzte, und ging dann weiter.

Das Pferd war unten auf einem neuen Rasenplatz mit hohem Gras stehen geblieben und weidete.

Ich schlich mich behutsam bis zu dem dichten Grase, legte mich auf den Boden und kroch nun auf Händen und Füßen näher.

Auf einmal hörte ich ein Rascheln hinter mir im Grase: es war Fidel. Er war aber jetzt ganz still, drum ließ ich ihn in Ruhe.

Nun bat ich Gott und alle guten Geister, sie möchten mir beistehen.

Als ich so nah bei dem Pferde war, daß es mich gut hören konnte, fing ich mit leiser Stimme an zu flöten, wie

man dies auf Island zu tun pflegt, wenn man ein scheues Pferd einfangen will. Ich flötete ununterbrochen und stets länggezogene, gleich hohe Töne.

Zu meiner großen Freude merkte ich bald, daß die Töne ihre Wirkung taten: das Pferd hörte auf zu grasen, hob den Kopf in die Höhe, sah gerade vor sich hin und stand regungslos da. Es war, als sei es an die Stelle festgezaubert.

Jetzt streckte ich die linke Hand rückwärts, drückte Fidel in das tiefe Gras und erhob mich dann langsam, aber immerzu flötend.

Das Pferd schaute weder links noch rechts, es machte nicht die geringste Bewegung.

Nach wenigen Sekunden stand ich neben ihm und legte ihm sanft die Hände auf die Mähne — das prächtige Tier war gefangen.

Um es vollends zu beruhigen, patschte ich es liebkosend am starken, glänzenden Hals und schob ihm dann sachte meinen „Zügel“ ins Maul.

Als ich den Tuchstreifen um seinen Unterkiefer festgebunden hatte, schüttelte es einige Male verwundert mit dem Kopfe.

Ein solches „Gebiß“ hatte es wohl noch nie zwischen den Zähnen gehabt!

Ich aber war übergücklich, daß ich jetzt ein Reitpferd hatte, und ein so schönes, feuriges Reitpferd! Ich dankte Gott und bat ihn, er möge mich nun auch meinen kleinen Bruder wieder finden lassen.

Dann führte ich das brave Rößlein an einen Stein, saß auf, stieß es mit den Füßen ein paarmal in die Seiten und ritt, während Fidel freudig an ihm heraufbellte, gegen Südwest davon.

Der „Stahlgraue“ galoppierte, obwohl es bergauf ging,

so flink voran, daß es eine Freude war. Der kleine Hund mußte sich ordentlich tummeln, um mitkommen zu können; er hängte bald die Zunge heraus.

Aber war ich nun auch auf dem rechten Wege? ...

Daran konnte kein Zweifel sein. Das wilde Pferd mit Manni auf dem Rücken war ja in dieser Richtung verschwunden, und da links und rechts am Wege sich hohe Sandwände hinzogen, konnte es unmöglich abgeirrt sein.

So ging es nun eine Zeitlang voran. Da auf einmal fuhr ich erschrocken zusammen und griff unwillkürlich mit beiden Händen in die Mähne meines „Stahlgrauen“ hinein.

Die Sandwand zur Rechten hörte nämlich plötzlich auf, und statt dessen gähnte mir ein Abgrund entgegen. Eine mächtige Felswand schoß jäh in die Tiefe, und jetzt galoppierten wir in raschem Laufe den gefährlichen Rand entlang, ganz draußen auf der äußersten Kante! ...

Mir flimmerte es vor den Augen, kalter Schauer erfaßte mich. Denn rechts, dicht an den Füßen des Pferdes, sah ich in die grauenvolle Tiefe hinunter, die mich jeden Augenblick zu verschlingen drohte. Ein einziger Fehltritt, ein einziges Stolpern des Pferdes, und wir mußten in den Abgrund stürzen.

Nach links zu wenden war unmöglich, da ragte die hohe Sandwand empor. ...

Jetzt fiel mir plötzlich Manni wieder ein. Auch sein Pferd mußte mit ihm diesen furchtbaren Weg gelaufen sein! — O, er wird doch nicht drunten in der Tiefe liegen, tot und zerschmettert! ...

Das war ein gräßlicher Gedanke. — Ich schloß die Augen und hielt mich noch fester an der Mähne des rasch voranstürmenden Pferdes. —

Als ich sie einige Minuten später wieder öffnete, sah ich, daß die gefährliche Stelle schon hinter uns war.





Ich atmete auf, wie wenn ich einem schrecklichen Gespenst entronnen wäre.

Die Berglandschaft hatte sich verändert. Wir waren in einen Engpaß mit graugrünen Halden und Hügeln gekommen. Der Weg bog nach rechts ab in nordwestlicher Richtung.

Durch unser plötzliches Erscheinen wurden auf beiden Seiten des Weges grasende Schafe aufgescheucht; sie flohen, von Fidel noch gejagt, in wildem Durcheinander die Halden hinauf.

Ich achtete nicht weiter auf sie noch auf den Hund; ich mußte eilen und suchen, wo ich Manni fände.

Bald ging es durch eine neue Landschaft, an Felsen und Höhlen und gähnenden Spalten vorbei.

Mein feuriges Pferd war bereits in Schweiß gebadet. Ich zog den schwachen Zügel strammer und wollte seinen Ungestüm etwas bändigen, doch das edle, starke Tier drängte vorwärts.

Auf einmal sah ich, daß Fidel die Ohren spitzte; es mußte also etwas Ungewöhnliches in der Nähe sein.

Auch mein Pferd reckte den Kopf in die Höhe und mäßigte jetzt merklich seinen schnellen Lauf.

Es dauerte nicht lang, da wurde ich gewahr, daß von Nordwesten her ein Pferd gesprungen kam.

Und wer möchte meine Verwunderung beschreiben, als ich erkannte, daß es — Mannis wildes Pferd war!...

Aber in demselben Augenblick verwandelte sich meine Freude in Grausen: das Pferd war ohne Reiter!

Ein entsetzlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf: Manni wurde gewiß am Rande des Abgrundes vom Schwindel erfaßt und ist dann vom Pferde herab in die Tiefe gestürzt!...

Ich wurde ganz verwirrt.

Manni, mein kleiner Bruder, tot? — Nein, nein, das konnte nicht geschehen sein, Gott hat ihn nicht sterben lassen. — Er war vielleicht dort vorn irgendwo abgestiegen, und das Pferd läuft jetzt wieder heim. . . .

So beruhigte ich mich selbst.

Das Pferd kam näher. Von seinem Maul hing die Schnur herunter.

Ich ritt ihm entgegen und fing an zu „flöten“, um es zu fangen. Es kam jedoch von selber auf uns zu und blieb neben meinem Pferde stehen.

Es benahm sich sehr aufgereggt und erschrocken.

Die beiden Tiere schnüffelten aneinander und wieherten leise. Das waren ihre Liebkosungen. Mannis Pferd aber zitterte fortwährend.

Was es nur auch haben mochte?

Ich griff langsam nach der herabhängenden Schnur und ließ mich dann von meinem Pferde herunter.

Als ich sah, wie sehr der „Stahlgraue“ von Schweiß triefte, dachte ich, es sei wohl das beste, wenn ich ihm die Freiheit wieder schenke und auf Mannis Roß weiter reite; dieses würde mich auch am sichersten zu der Stelle bringen, wo Manni geblieben war.

Ich nahm also dem „Stahlgrauen“ den Tuchstreifen aus dem Maul, klopfte ihm zum Dank und Abschied freundlich auf den Rücken und ließ ihn los.

Er schaute mich mit seinen großen Augen noch einmal an, wandte sich um und lief wieder talwärts denselben Weg, den wir gekommen waren. —

Bevor ich auf Mannis Pferd stieg, untersuchte ich seinen Zügel.

Jetzt kam ich auch darauf, warum es so wild geworden war. Die Schnur um die Unterlippe war viel zu fest gezogen und mußte das arme Tier sehr schmerzen. Ich

schnitt sie mit meinem Taschenmesser vorsichtig auf und machte von dem andern Ende ein neues „Gebiß“.

Das vorher so wilde Pferd war nun wieder ganz zahm. Ich schwang mich auf seinen Rücken und ritt weiter.

Es lief willig und gut, aber bei weitem nicht so feurig wie der „Stahlgrau“. Auch fiel mir immer noch eine merkwürdige Unruhe an ihm auf: es zuckte oft zusammen, spitzte ab und zu die Ohren und schaute dann mit großer Aufmerksamkeit nach vorn, wie wenn es eine Gefahr aus jener Richtung fürchtete.

Ebenso tat Fidel.

Jetzt war es mir klar, da mußte irgendwo etwas Besonderes sein, und ich wurde fast ein wenig bange. Ich blickte nach allen Seiten umher, konnte aber nichts sehen.

Der Weg führte gerade eine kleine Anhöhe hinauf.

Ich trieb mein Pferd an, aber merkwürdig: auf einmal blieb es stehen und spitzte die Ohren wieder.

Fidel lief voraus. Er schnüffelte emsig am Boden, schaute nach vorn, wie wenn er horchte, und bellte und heulte unaufhörlich.

Dort oben also mußte die Gefahr sein, welche die Tiere witterten.

## 7. *Der wilde Stier*

Ich brachte mein Pferd nur langsam die Höhe hinauf.

Als wir oben waren, blieb es gleich wieder stehen, wieherte und zitterte am ganzen Leib.

Vor uns lag eine kleine Ebene, von Lavablöcken übersät. Jenseits erhob sich ein hoher, mit spärlichem Gras und aschgrauem Moos bestandener Bergeshang.

Fidel sprang auf einen Lavablock und musterte mit

scharfem Blick das Gelände. Dann schlug er ein Geheul an und stürzte sich wütend mitten zwischen die Lavablöcke hinein.

Ich saß in atemloser Stille auf meinem erregten Pferd und wartete, aufs höchste gespannt, was nun geschehen werde.

Wenige Augenblicke später hörte ich den Hund hitzig bellen und gleich darauf ein donnerähnliches Brüllen, das mich mit Grauen erfüllte.

Mein Pferd bebte zusammen, wandte sich um und wollte den Abhang hinunter fliehen.

Ich hatte die größte Mühe, das zitternde Tier zurückzuhalten, konnte aber nicht verhindern, daß es eine Strecke weit nach rechts die nächsten Steinblöcke entlang abseits vom Wege lief.

Ich brachte es wieder zum Stehen und erblickte nun, zwei- bis dreihundert Schritte entfernt, einen gewaltigen roten Stier, der mit gesenkten Hörnern auf den wutschnaubenden Fidel losging.

Gleichzeitig rief irgendwo aus der Masse der großen Steinblöcke eine helle Kinderstimme:

„Nonni, Nonni, bist du hier? — Um Gottes willen, sei vorsichtig! paß auf, sonst stößt er dich. . . .“

Ich erkannte die Stimme sofort: es war Manni, der mich warnte.

Mir traten vor Freude Tränen in die Augen.

Ich hatte meinen lieben kleinen Bruder wiedergefunden! — Gott sei Lob und Dank! — Ich wurde ganz aufgereggt und konnte es gar nicht erwarten, bis ich ihn sähe.

„Manni, wo bist du denn? Ich sehe dich nicht!“

„Hier! — auf einem großen Stein! — Komm aber nicht näher, Nonni! er stößt dich tot!“

Ich suchte in der Richtung, woher ich Manni rufen hörte,

und jetzt entdeckte ich ihn. — Er saß ruhig auf einem hohen, flachen Steinblock, gerade über dem Platz, wo Fidel und der wilde Stier miteinander kämpften.

„Ist dir nichts passiert, Manni?“ rief ich zu ihm hinüber.

„Nein, Nonni! — Aber du mußt dich in acht nehmen vor dem Stier!“

Ich überlegte nun, wie ich am besten zu Manni gelangen könnte, und schaute bald da-, bald dorthin zwischen die großen Lavablöcke.

Manni schien meine Gedanken zu erraten, denn er rief voll Besorgnis wieder:

„Nonni, komm ja nicht hierher! Da unten ist der Stier!“

„Aber ich muß doch irgendwo zu dir hinüber, Manni!“

„Nein, nein, Nonni! Das darfst du nicht! Der Stier tötet dich; du weißt nicht, wie böse er ist. Mir kann er nichts tun, er kommt nicht bis zu mir herauf!“

„Was soll ich dann machen, Manni?“

„Reite etwas weiter fort und verstecke dich, daß er dich nicht sieht!“

„Ja, Manni, ich reite jetzt ein Stück weit fort. Aber ich komme gleich wieder, und dann wirst du sehen, wir werden mit dem Stier schon fertig.“

„Um Gottes willen, Nonni! fang mit dem Stier nichts an!“

So schrie Manni noch immer aus vollem Halse, während ich mich mit meinem Pferd nach links wandte und auf einem Umweg zu dem hohen Bergabhang auf der andern Seite ritt.

Dabei konnte ich zwischen Steinblöcken hindurch ein paarmal den Stier genau sehen. Er hatte eine eiserne Kette um den Hals. Daran hing ein Holzklotz, der vor seinen Vorderbeinen hin und her baumelte.

Dies beruhigte mich sehr. Denn wollte er springen, dann

schlug der Klotz an seine Knie, und so konnte er wenigstens nicht schnell laufen.

Der Stier hatte auch mich bemerkt: er schaute mich jedesmal fest an, wenn er mich zwischen den Felsblöcken hindurch erblickte. Aber er machte merkwürdigerweise nicht die geringste Miene, mich anzugreifen. Er schien es nur auf Manni abgesehen zu haben, denn er ging nicht von dem Blocke weg, worauf er saß.

Das war sonderbar. Ich konnte es nicht verstehen.

Als ich den Berghang so hoch hinaufgeritten war, daß der Stier mir nichts mehr anhaben konnte, stieg ich ab und band mein Pferd an den Zacken eines Lavablockes.

Es zitterte noch immer. Ich suchte es durch freundliches Klopfen und Streicheln zu beruhigen und brachte es schließlich so weit, daß es sich niederlegte.

Jetzt sammelte ich mir eine Menge spitze und eckige Steinchen und füllte damit meine Taschen. Sie sollten meine Angriffswaffen sein gegen den Stier, den ich um jeden Preis von Manni wegtreiben wollte.

Dann ging ich langsam und vorsichtig dem Steinblock zu, von wo aus ich beständig das hitzige Bellen Fidels vernahm.

Sobald ich das Untier sehen konnte, nahm ich einen Stein aus der Tasche und warf ihn mit aller Kraft nach ihm.

Zugleich aber sah ich mich nach einem Lavablock um, auf den ich mich retten könnte, wenn der Stier auf mich losginge.

Als ich den Stein warf, sah mich Manni wieder und schrie ängstlich, so laut er konnte:

„Hör auf, Nonni! o hör auf! und geh nicht so nah hin!“

Ich rief zu ihm hinüber:

„Sei doch ruhig, Manni, ich will schon vorsichtig sein!“

Dann sprang ich auf den nächsten Stein und rief wieder:

„Siehst du, Manni, jetzt bin ich auch in Sicherheit wie du.“  
Damit war er zufrieden.

Ich aber nahm gleich wieder Steine aus der Tasche und bombardierte den Stier. Doch es half nichts. Seine Haut war zu dick. Er zuckte nur ein wenig zusammen, wenn die spitzen Steine ihn trafen.

Ich mußte also suchen, ihm näher zu kommen, und war auch bald auf einem neuen Steinblock.

Allein der Stier kümmerte sich nicht im geringsten um meine Wurfgeschosse; er hatte es nur auf Manni abgesehen, nach mir wandte er sich nicht ein einziges Mal um.

Ich wurde deshalb immer mutiger. Zuletzt faßte ich den Plan, das wilde Tier gemeinsam mit dem Hund anzugreifen.

Nachdem ich Manni noch einmal beruhigt hatte, rief ich Fidel herbei. Er kam sofort und sprang zu mir auf den Stein. Die Zunge hing ihm zum Maul heraus, sein Herz klopfte gewaltig.

Ich nahm nun fünf bis sechs scharfeckige Steine in die linke Hand und zeigte mit dem Finger auf den Stier.

Fidel verstand mich sofort. Seine Augen blitzten, er heulte laut vor Kampfeslust.

Wir sprangen hinunter und stürmten beide gegen den Feind los.

Fidel wich sorgfältig und behend seinen spitzen Hörnern aus und suchte ihn an den Hinterbeinen zu fassen.

Ich näherte mich vorsichtig und warf meine Steine gegen den Kopf des Stieres.

Einmal traf ich ihn mitten auf seine breite Schnauze. Das wirkte! Der Stier reckte den Kopf in die Höhe, schaute mich mit seinen blutunterlaufenen Augen einen Augenblick wütend an und ging dann mit gesenkten Hörnern auf mich los.



Manni stieß wieder einen gellenden Schrei aus und rief wie verzweifelt:

„Nonni, Nonni! geh fort! — lauf schnell, lauf schnell! — Er stößt dich tot!“

Zum Glück wurde das wilde Tier durch den Holzklotz am Laufen behindert, und so gelang es mir, mich hinter den nächsten großen Stein zu flüchten.

Jetzt widerstand ich auch dem Bitten meines Bruders nicht länger und ließ von dem gefährlichen Kampfe ab.

Während der Stier vollauf mit Fidel beschäftigt war, lief ich in einem Bogen bis zum Steine Mannis und sprang rasch zu ihm hinauf.

Manni empfing mich mit ausgestreckten Armen und mit Freudentränen in den Augen.

„Komm, Nonni, komm!“ rief er und faßte mich mit beiden Händen. „O, weil du nur wieder bei mir bist!“

Mir fiel wieder ein, welche Angst und welchen Schmerz ich um meinen lieben Bruder ausgestanden hatte, drum mußte ich weinen.

Dann sagte ich zu ihm:

„Nun erzähle mir aber, Manni, wie es dir gegangen ist auf deinem Ritt.“

„O, das war schrecklich, Nonni“, begann er. „Das Pferd rannte in einem fort ganz wütend voran. — Ich hielt mich aber an der Mähne fest, dann bin ich nicht heruntergefallen. — Dann kamen wir hierher, und da hat der wilde Stier gebrüllt, und dann hat mich das Pferd heruntergeworfen. — Auf dem Boden ist aber Sand gewesen, da war es nicht hart. — Dann bin ich aufgesprungen und bin auf diesen großen Stein geklettert, und der Stier hat mich nicht erwischt.“

„Und das Pferd, Manni?“

„Das ist davongelaufen. Nachher ist es aber noch einmal

gekommen, und dann ist es wieder fortgelaufen. — Wie bist aber du hierher gekommen, Nonni?“

„Ich habe einen feinen ‚Stahlgrauen‘ gefunden! Den hättest du sehen sollen, Manni! Der ist feurig gelaufen! — Und an dem großen Abgrund habe ich Angst gehabt, du seiest hinuntergefallen. — Dann ist dein Pferd gekommen, und den Stahlgrauen habe ich wieder laufen lassen. Und dann bin ich mit deinem Pferd hierher geritten. . . .“

Kaum hatten wir dies einander erzählt, da merkten wir, wie der Stier an unsern Steinblock stieß; es dröhnte förmlich.

„Schau, Nonni, so hat er die ganze Zeit getan, seitdem ich hier oben sitze“, sagte Manni. — „Aber es macht nichts“, fügte er gleich hinzu, „der Stein fällt nicht um.“

Fidel bellte wie rasend; er war schon ganz heiser. Ich



rief ihn jetzt zu uns herauf, damit er ein wenig ausruhe. Er kam sofort gesprungen und setzte sich keuchend hinter uns.

Gleich darauf sahen wir, wie der Stier seinen gewaltigen Kopf an dem Steinblock heraufreckte und uns mit seiner langen Zunge zu erreichen versuchte. Er schnaubte unheimlich und leckte an dem harten Stein.

Wir schoben uns unwillkürlich zurück.

Da kam mir auf einmal ein Gedanke. — Ich nahm mein Taschenmesser heraus, öffnete es und sagte zu Manni:

„Mir fällt jetzt etwas ein. Du weißt, wenn ein Stier im Stalle wild ist, dann sticht man ihm einen Eisenring durch die Nase, das macht die Tiere ganz zahm. — Meinst du nicht, wir sollen das auch versuchen?“

„Ja, aber wir haben keinen Eisenring, Nonni.“

„O, ich habe eine Schnur, vielleicht können wir ihm die an der Nase festbinden.“

„Aber wie willst du das anstellen, Nonni?“

„Ich steche ihm einfach mit meinem Messer ein Loch durch die Nase und ziehe die Schnur hindurch.“

Manni dachte etwas nach. Dann schaute er mich freudestrahlend an und sagte:

„Ja, Nonni, ich glaube auch, so geht es.“

Ich zog nun meinen Bindfaden aus der Tasche. Dann legte ich mich flach auf den Stein und sagte zu Manni, er solle mich fest an den Füßen halten, damit ich nicht hinterunterfalle.

So blieb ich ruhig liegen, bis der Stier seinen Kopf wieder heraufstreckte. Das offene Messer hielt ich in der rechten, den Bindfaden in der linken Hand.

Ich brauchte nicht lange zu warten.

Der Stier fing bald wieder an, den Stein zu lecken, und streckte den Kopf immer weiter herauf.

„Halt meine Füße fest, Manni!“ rief ich jetzt.

Manni hielt mich, so fest er konnte.

Dann packte ich den gewaltigen Stier an den Nasenlöchern, gerade so, wie ich es bei den Hirten gesehen, wenn sie den Tieren ins Maul schauen wollten, und stach ihm schnell das scharfe Messer durch die Schnauze, von dem einen Nasenloch bis hinüber zum andern.

Durch einen heftigen Ruck des verwundeten Tieres wurde der Schnitt viel größer, als ich ihn machen wollte, und das Messer ging mir selber in einen Finger der linken Hand.

Der Stier stieß ein fürchterliches Gebrüll aus und riß sich los. Das Blut strömte ihm aus der Nase. Er bäumte sich ein paarmal auf wie ein wildes Pferd, und dann floh er, so schnell es ihm sein Holzklotz erlaubte, nach Südosten den Berg hinunter.

Fidel setzte ihm nach und verfolgte ihn wie ein Rasender.

Meinen Bindfaden hatte ich dem Stier nicht mehr durch das gestochene Loch ziehen können.

Im übrigen aber war mein Plan vortrefflich geglückt. Das böse Tier kam nicht wieder.

Manni und ich sprangen sogleich den Steinblock hinunter und liefen, einander bei der Hand führend, schnell zu dem hohen Bergabhang, wo ich das Pferd zurückgelassen hatte.

Es lag noch an seinem Platz und wieder in derselben Stellung, wie wir es früh am Vormittag gefunden hatten, wo es mit Manni durchging.

Mein kleiner Bruder dachte gleich an sein Abenteuer und sagte in etwas ängstlichem Tone:

„Nonni, meinst du nicht, es macht wieder so wild wie heute früh?“

„O nein, Manni“, beruhigte ich ihn, „da war etwas

anderes schuld. — Es ist nur wild geworden, weil es die Schnur geschmerzt hat; sie war viel zu fest zugezogen. Jetzt ist sie es nicht mehr; ich habe sie vorher locker gebunden.“

Damit war Manni zufrieden.

Wir setzten uns nieder und ruhten uns ein wenig aus, denn wir waren sehr müd, und Hunger hatten wir auch wieder.

Aber wir hatten nichts mehr zu essen.

Bald kam auch Fidel wieder zurück. Er war ganz außer Atem, und die Zunge hing ihm weit aus dem Maul. Er hatte seine Sache brav gemacht. Wir nahmen ihn in unsere Mitte und lobten und streichelten ihn zärtlich. —

Jetzt erst merkten wir, daß es schon ziemlich spät sein müsse.

„Wieviel Uhr ist es wohl?“ fragte Manni.

Ich schaute nach Westen. Die Sonne war bereits am Sinken.

„Es ist schon sehr spät, Manni.“

„Was wird auch die Mutter sagen, Nonni, wenn wir nach Hause kommen? — Meinst du nicht, wir sollen jetzt heimreiten?“

Ich wurde nun ebenfalls unruhig und sagte:

„Ja, Manni, ich glaube, es ist am besten, wir brechen jetzt gleich auf. Es wird bald Nacht werden, und wir müssen fest reiten.“

Wir sprangen beide auf. Ich band das Pferd los und brachte es diesmal durch freundliche Worte und sanftes Patschen rasch zum Aufstehen.

Dann kletterten wir beide auf seinen Rücken und galoppierten heimwärts den Berg hinunter.

Fidel sprang freudig bellend vor dem Pferde her.

Manni hielt mich mit beiden Armen fest umschlungen.

Als wir in die Nähe des gefährlichen Abgrundes kamen, wo mir vorher so schwindlig geworden war, fing der Hund plötzlich an zu knurren. Das Pferd wurde unruhig, spitzte die Ohren und blieb stehen.

„Nonni!“ rief mein Bruder, „da ist sicher der Stier wieder. Kehr um, Nonni! o kehr um!“

Gleich darauf hörten wir ein fürchterliches Gebrüll, und schon sahen wir das schreckliche Untier in einem Hohlweg gerade vor uns daherkommen.

Zu Tode erschrocken wandte ich augenblicklich das Pferd um, und in sausendem Galopp sprengten wir wieder zurück den Berg hinauf.

Der Stier war bald weit hinter uns, er konnte uns nicht mehr erreichen. . . .

Was sollten wir nun aber anfangen? — Der Heimweg war uns von der wütenden Bestie versperrt.

Manni fragte bekümmert:

„Nonni, wann werden wir jetzt wohl nach Hause kommen?“

„Ich weiß es nicht“, gab ich zur Antwort. — „Ich fürchte, wir kommen heute gar nicht mehr heim.“

Manni schwieg, und ich sagte auch nichts mehr.

Wir ritten voran über Stock und Stein, an Hügeln und Felsen und neuen Abgründen vorbei. Bald ging es durch weichen Sand, dann wieder auf hartem Steingrund, bald durch Moos und Heide und über saftig grüne Halden. Die waren mit prachtvollen Bergblumen übersät.

Doch wir achteten nicht darauf. Wir ritten schweigend fort, hinein in die uns unbekanntes Bergeinsamkeit.

## 8. In der Höhle des Geächteten

Manni und ich sprachen lange kein Wort miteinander. Ich ließ das Pferd gehen, wie es wollte. Fidel lief nebenher.

Endlich gelangten wir zu einer freien Ebene. Rechts oben sah man eine hohe, schräge Felswand. Wie es schien, war es der höchste Gipfel des Berges.

Nun kamen wir vielleicht doch noch auf die Spitze!

Da faßte Manni mich auf einmal am Arm und flüsterte mir angstvoll zu:

„Nonni, dort oben zwischen den Felsen steht ein Mann! Er schaut gerade zu uns herab!“

Ich hielt das Pferd an, drehte mich zu Manni um und ließ mir von ihm zeigen, wo der Mann stehe. Ich wollte es ihm nämlich nicht glauben.

Es war aber wirklich so, wie er gesagt hatte. Ich sah jetzt auch ganz oben am Rande der Felswand eine menschliche Gestalt.

Manni und ich sprachen nun ganz leise miteinander.

„Wer könnte das wohl sein? hier oben in dieser unbewohnten Gegend!“ sagte ich zu ihm.

„Es ist vielleicht ein Geächteter“, erwiderte Manni und hielt mich noch fester.

Ich erschrak heftig.

„Kannst du nicht sehen, Manni, wie er aussieht?“ fragte ich hastig.

Manni mit seinen scharfen Augen sah ihn ganz genau.

„Ich glaube, er hat dunkelblaue Kleider an“, sagte er. „Und an der rechten Schulter hat er eine Flinte hängen. — Und jetzt sehe ich den Kopf eines Pferdes — das muß ein wenig hinter ihm stehen. — Siehst du das nicht, Nonni? — Und jetzt nimmt er die Flinte in die Hand!“

Manni hatte kaum ausgedet, da rief der Mann mit lauter Stimme zu uns herunter:

„Reitet herauf zu mir! — aber sofort! sonst schieße ich!“

Wir zitterten beide vor Angst.

„Was meinst du, Manni, daß wir tun sollen?“

„Ich glaube, wir sollen davonreiten, aber ganz schnell!“

„Das meine ich auch“, sagte ich und wandte rasch das Pferd um. Ich riß am Zügel, stieß es mit den Füßen in die Seiten und trieb es voran, so schnell es laufen konnte.

Einige Sekunden später krachte auf der Höhe ein Schuß, und im selben Nu hörten wir eine Kugel an uns vorbeisausen. Im nächsten Augenblick prallte sie mit einem eigentümlich schmetternden Schall gegen einen Lavablock, nur wenige Schritte gerade vor uns.

„Nonni, reit geschwind hinter den Stein! — aber geschwind! geschwind!“ rief Manni, ganz außer sich.

Ich bog sofort rechts ab hinter den großen Steinblock.

Wir stiegen rasch vom Pferd und verkrochen uns dicht nebeneinander. Fidel schlüpfte ängstlich an meine Seite. Er zitterte am ganzen Leib.

So blieben wir hocken und schauten einander ratlos an. Manni war leichenblaß geworden.

„Was will er uns wohl?“ sagte ich nach einer Weile zu meinem kleinen Bruder.

„Ich denke, er will uns totschiagen, Nonni!“

„Das glaube ich nicht, Manni. Wir haben ihm ja nichts getan.“

„Ja, aber so machen es die Geächteten. — Es ist gewiß Haldor Helgason von Borg.“

„Das wäre aber schlimm, Manni. . . .“

Und nach einer Pause fügte ich hinzu:

„Wenn er es sein sollte, dann sage ich zu ihm, wir



kennen seinen Bruder, der sei neulich bei uns zu Hause gewesen. — Dann tut er uns gewiß nichts.“

„Ja, Nonni, sag das zu ihm. — Und ich sage, unsere Mutter habe ihm zu essen gegeben.“

Bald darauf hörten wir Pferdegetrappel, und unser Roß fing zu wiehern an.

Manni und ich rückten noch näher zusammen. Wir merkten, wie sich der Reiter nun auf der andern Seite dem großen Steinblock näherte und dann vom Pferde stieg.

Uns pochte das Herz.

Fidel knurrte. Ich versetzte ihm einen kleinen Klaps und hielt ihn fest.

Jetzt kam der fremde Mann um die Ecke des Lava-blockes — ganz langsam und vorsichtig — vornübergebeugt — die Flinte in der rechten Hand — und ging dann auf uns zu.

Ein paar Schritte vor uns blieb er stehen und schaute uns fest an.

Wir blickten verlegen zu ihm hinauf und erkannten nun zu unserer großen Verwunderung — Harald Helgason von Borg wieder!

Wir brachten anfangs kein Wort hervor.

Harald trat näher.

„Wie? — seid ihr nicht Nonni und Manni von Mödruvellir? — Guten Tag, Jungens.“

„Guten Tag, Harald“, entgegneten wir schüchtern und reichten ihm die Hand. Er blickte nämlich immer noch finster.

„Wo sind die andern?“ fragte er nun in scharfem Tone.

„Welche andern?“ sagte ich zaghaft.

„Die Leute, mit denen ihr zusammen seid!“

Manni und ich schauten uns verwundert an und wußten nicht, was wir antworten sollten.

Unterdessen warf Harald hastige Blicke rund umher, als fürchtete er sich vor unsichtbaren Feinden.

„Wo sind die Leute, mit denen ihr zusammen seid?“ rief er jetzt mit Donnerstimme. „Wollt ihr es gleich sagen?“

„Aber wir sind doch mit keinen andern Leuten zusammen!“ sagte ich nun auch mit gehobener Stimme.

Und Manni fügte hinzu:

„Wir sind ja ganz allein!“

„Ihr seid allein?“ — sagte Harald langsam wie einer, der zweifelt, und schaute uns wieder scharf an. — „Wollt ihr mir einreden, daß ihr allein so weit von zu Hause fort seid?“

Wir konnten gar nicht begreifen, warum Harald uns nicht glauben wollte.

„Wie habt ihr denn den Weg hierher gefunden?“ fragte er weiter.

„Uns ist das Pferd durchgegangen“, erwiderte ich.

„Ihr seid aber doch in aller Ruhe dahergeritten. Ich habe euch ja gesehen.“

„Das war weiter unten, da mußten wir vor dem Stier fliehen. Nachher war unser Pferd nicht mehr wild.“

Jetzt wurde Harald auf einmal freundlich. Er fragte:

„Seid ihr schon den ganzen Tag hier oben auf den Bergen?“

„Ja, seit heute morgen früh.“

Und nun erzählten wir ihm unsere Abenteuer.

Harald hörte uns aufmerksam zu, und als wir fertig waren, sagte er lächelnd:

„Das ist ja die reinste Räubergeschichte. — Ihr seid ein Paar prächtige Buben! Hätte ich das gewußt, dann hätte ich nicht geschossen! Ich glaubte eben, es seien Erwachsene bei euch. — Übrigens, ich habe nicht auf euch gezielt, sondern auf den großen Stein. — — Nun werdet ihr aber wohl Hunger haben!“

„Ja, das haben wir — und Fidel auch“, erwiderte Manni.

„Das kann ich mir denken“, sagte Harald freundlich.  
„Kommt jetzt nur mit mir, ich habe zu essen genug für euch beide zusammen und für den Hund.“

„Wo wohnen Sie?“ fragte Manni.

„Wo ich wohne? — Ich wohne zur Zeit in einer Höhle dort oben auf dem Berge.“

„Sie wohnen in einer Höhle? — Ist es denn nicht Haldor, der in einer Höhle wohnt?“

„Nein, jetzt wohnt er nicht mehr hier. Er hat aber früher hier gewohnt. Ich selbst kehre nur zuweilen in seiner Höhle ein, wenn ich hier oben nach Pferden oder Schafen suchen muß.“

Harald stieg nun auf sein Pferd und wir auf das unsrige. Er ritt voraus den Berg hinauf, wo wir ihn zuerst gesehen hatten.

Als die Pferde mit vieler Mühe den Bergabhang erklimmen hatten, galoppierten wir rasch über einen sehr wild aussehenden Höhenzug und dann an einer hohen, durch viele tiefe Klüfte und Spalten zerrissenen Felswand entlang. Zuletzt kamen wir an eine Quelle, die aus einer kleinen Vertiefung in dem harten Steinboden hervorquoll.

Da stieg Harald ab und sagte:

„So, ihr Jungens, jetzt sind wir auf Haralds Hof. Ihr habt mich die vorige Woche so gastfrei empfangen, jetzt will ich es euch vergelten, so gut ich kann.“

Wir stiegen nun ebenfalls ab.

Die beiden Pferde und Fidel gingen gleich zur klar fließenden Quelle und tranken gierig daraus.

Als sie fertig waren, brachte Harald die Pferde zu einem nahen Rasenplatz und band ihnen die Vorderfüße zusammen, daß sie nur noch kleine Schritte machen und nicht davonlaufen konnten.

Manni und ich schauten uns indes ein wenig um.

Der kleine Manni sagte leis zu mir:

„Nonni, er hat gesagt, hier sei sein Hof. Glaubst du das?“

„O Manni, das hat er nur im Scherz gemeint.“

Jetzt kam Harald wieder zu uns her und führte uns zu einer engen Felsenspalte.

„Das ist der Haupteingang zu meiner Wohnung“, sagte er lächelnd.

Er bückte sich tief und trat hinein; wir folgten ihm nach. Fidel blieb immer nahe bei uns.

Als wir ein kleines Stück weit hineingegangen waren, streckte Harald seine beiden Hände zurück und sagte:

„Gebt mir die Hand, Buben, da drinnen wird es finster.“



Und dann müßt ihr aufpassen, daß ihr nirgends anstoßt. Hebt nur die Füße ordentlich auf.“

Wir reichten ihm die Hände; Manni nahm ihn bei der linken, ich bei der rechten. Dann gingen wir dicht hinter ihm her und hoben die Füße bei jedem Schritt hoch auf.

Das war eine höchst sonderbare Wanderung in diesem geheimnisvollen unterirdischen Raum. Es ging immer weiter in den Berg hinein, und wir kamen an gar keine Hinterwand. Das wunderte uns sehr.

„Es ist ja gerade wie in den Märchen“, sagte Manni.

„Ja, so ist es, Kleiner“, erwiderte Harald, „jetzt kommen wir dann gleich in den Rittersaal; da werdet ihr schauen!“

„Gibt es auch Zwerge und Berggeister hier?“ fragte Manni weiter.

„Das will ich meinen! Die gehen hier aus und ein“, sagte Harald und lachte so laut, das es in dem finstern Gang widerhallte.

Manni zupfte mich am Arm und sagte ganz leise:

„Nonni, meinst du nicht, er hat das von den Berggeistern wieder im Spaß gesagt?“

„Ja, Manni, das glaube ich. Hab' nur keine Angst.“

„Jetzt gehen wir rechts“, sagte Harald, „da werdet ihr was Neues sehen.“

Es wurde nun auf einmal wieder hell, und wir sahen gerade vor uns in der Ferne das Tageslicht.

„Das ist aber doch sonderbar!“ rief Manni aus. „Ich glaubte, wir seien schon weit im Berge drin, und jetzt gehen wir wieder zum Eingang zurück.“

„Das ist ein anderer Eingang, mein Freund“, antwortete Harald. „Und nun kommt der Rittersaal.“

Als wir eine kleine Weile gegen das Licht gegangen waren, befanden wir uns plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in einer lichten, geräumigen Felsenhalle mit hohem

Gewölbe. Von oben strömte durch eine Öffnung Licht herein und beleuchtete den märchenhaften Raum.

Dem Eingang gegenüber, aber etwas tiefer liegend, sah man eine enge, niedrige Felsenspalte, die ins Freie hinaus führte.

Daneben war eine Feuerstelle.

Rechts von dem Eingang, wo wir hereinkamen, war an der Felswand, erhöht auf flachen Steinen, ein Nachtlager aufgeschlagen.

Es war reichlich mit Moos und getrockneten Bergkräutern bedeckt.

Mit neugierigen Blicken schauten wir uns um in der höchst eigentümlichen Höhle.

Es hingen allerlei Gegenstände, wie Sattel und sonstiges Reitgeschirr, Waffen, Kleidungsstücke und dergleichen, an den Steinwänden herum.

Das Ganze sah genau so aus wie die Wohnungen der Geächteten, von denen wir schon so viel in unsern Büchern gelesen hatten.

Harald lud uns ein, Platz zu nehmen, und sagte dann:

„So, jetzt wollen wir das Nachtessen bereiten. Dann reite ich nach Mödruvellir hinunter und melde euern Eltern, daß ihr bei mir oben über Nacht geblieben seid.“

Manni machte ein betrübtes Gesicht.

„Sollen wir dann ganz allein hier bleiben?“ fragte er kleinlaut.

„Ja, ihr reitet erst morgen früh heim, heute ist es für euch zu spät und zu weit. Ihr braucht euch hier nicht zu fürchten, es tut euch niemand etwas zuleid.“

„Aber die Berggeister!“ versetzte Manni. — „Oder haben Sie nur Spaß gemacht?“

„Deswegen kannst du ruhig schlafen, Manni“, sagte

Harald lächelnd; „die gehen so still umher, daß ihr sie gar nicht merkt.“

„Wann kommen Sie dann wieder zurück?“ fragte ich.

„In der Nacht einmal. Morgen reite ich dann mit euch hinunter. — Aber jetzt müssen wir ans Essen denken.“

Harald machte nun auf dem Boden Feuer mit Holzreisern und dürren Kräutern.

Während er damit beschäftigt war, sagte mein lebhafter Bruder zu mir:

„Nonni, sollen wir nicht ein wenig hinausgehen und schauen, wie es dort draußen aussieht?“

Ich war sofort dazu bereit, und so schlüpfen wir denn durch die enge Felsenspalte hinaus.

Aber wie waren wir erstaunt, als wir eine ganz neue Landschaft fanden!

Die Felsenwand, durch die wir in die Höhle hineingekommen waren, sahen wir nicht mehr. Und auch der kleine Rasenplatz mit den zwei Pferden war nicht mehr da.

„Das ist ja wie eine Zauberei!“ rief Manni aus.

„Ja, wahrhaftig“, antwortete ich, „und ich kann mir diese neue Landschaft hier gar nicht erklären.“

„Das ist es gerade“, bemerkte Manni. „Wo ist eigentlich der erste Eingang, durch den wir vorher hineinkamen?“

Wir schauten nach allen Seiten und suchten und suchten, aber umsonst.

Links und rechts von uns ragten gewaltige Lavablöcke hoch empor, und geradeaus, etwas weiter vorne, schoß ein gähnender Abgrund in die Tiefe.

„Wir müssen wohl durch den ganzen Berg hindurchgegangen sein, als uns Harald vorher durch den dunklen Gang führte“, meinte Manni.

„Ja, es ist ein Rätsel“, gab ich zur Antwort. „Und ich weiß bald gar nicht mehr, was ich denken soll...“

„Jungens, gebt acht, daß ihr nicht dort vorne hinunterfallet!“ rief plötzlich Harald aus der Höhle heraus. „Kommt lieber herein!“

Wir gingen nun wieder zu unserem Gastgeber in die Höhle hinein.

Ich sagte gleich zu ihm:

„Es ist aber wunderbar mit dieser Höhle! Sie hat ja zwei verschiedene Ausgänge!“

„Das ist gerade das Gute an ihr“, antwortete Harald. „Wenn man da überfallen wird, kann man sich leichter retten.“

„Dann machen Sie es ja wie Hannibal, der an seinem Haus vier Ausgänge hatte.“

Harald lächelte.

„Wer hat dir das erzählt?“ fragte er.

„Die Mutter“, antwortete ich. „Aber sie hat auch gesagt, Hannibal sei trotzdem gefangen worden.“

„Ja, das wurde er“, fügte Harald ernst hinzu, „und er hat sogar das Leben dabei verloren.“

Jetzt ging Harald etwas rückwärts in die Höhle. Dort hing ein geschlachtetes Schaf an der Wand. Er nahm sein Messer und schnitt einen Schenkel davon ab.

„Das ist aber ein gewaltig großes Stück Fleisch!“ sagte Manni verwundert, „das können wir ja gar nicht aufessen!“

„So meinst du?“ antwortete Harald. „Vergiß aber euern Hund nicht, der wird auch Appetit haben!“

„Ja, und Fidel muß viel bekommen!“ fügte Manni jetzt hinzu; „er hat heute nur zwei Butterbrote gehabt. — Aber wo ist der Kessel, worin Sie kochen?“

„Hier wird nicht gekocht“, belehrte ihn Harald, „hier wird nur am Spieß gebraten.“

„Aber dann tun Sie ja ganz wie die Geächteten!“ rief Manni aus.





„Und warum denn nicht, mein Freund?“ erwiderte Harald lächelnd.

Damit nahm er einen Eisenspieß von der Wand und stach ihn durch das Fleisch. Dann hielt er es über das lustig flackernde Feuer und drehte es rundherum.

Es dauerte nicht lange, da verbreitete sich in der Höhle ein Duft wie von einem wirklichen Braten.

Manni, der nun merkte, daß die Mahlzeit bald anfangen sollte, wandte sich wieder an Harald und fragte:

„Aber wo sind die Teller? Und wo sind die Messer und Gabeln?“

Harald erwiderte:

„Was das angeht, Manni, so haben wir unsere eigenen Gebräuche hier oben auf den Bergen. Wart nur ein wenig, es wird schon alles kommen.“

Als der Braten fertig war, steckte Harald den Spieß in eine kleine Spalte der Felswand. Dann reinigte er einen großen flachen Stein, der am Boden lag, von Staub und Sand und sagte:

„Hier haben wir Tisch und Teller, alles in einem. Unsere Taschenmesser benützen wir als Tischmesser und die Hände als Gabeln. Du wirst sehen, Manni, es schmeckt auch so vortrefflich.“

Manni sah mich erstaunt an, warf einen verlegenen Blick auf seine nicht ganz sauberen Hände und sagte leise zu mir:

„Nonni, das ist aber doch eine merkwürdige Art zu speisen.“

„Ja, aber ich glaube, so essen die Draußenlieger<sup>1</sup> immer“, antwortete ich:

Harald hatte dies aber nicht gehört. Er war unterdessen einige Schritte weiter in die Höhle hineingegangen.

Dort steckte er seinen Arm in einen Riß der Felswand und holte verschiedene gute Sachen daraus hervor: getrockneten Fisch, Schiffszwieback, Butter, auch Salz und allerlei Gewürz. Das alles legte er in schöner Ordnung auf die Steinplatte, indem er sagte:

„Das Mahl ist bereit, wir können uns zu Tische setzen.“

Wir setzten uns auf zwei mit Moos und Gras bedeckte Steine neben dem seltsamen Tisch. Harald schnitt mit seinem Taschenmesser ein großes Stück Fleisch für jeden von uns ab, und nachdem wir ein kurzes Tischgebet gesprochen hatten, fingen wir an zu essen.

Wir hatten einen gesunden Appetit und fanden die höchst einfache, eigentümliche Mahlzeit köstlich. Selten hat

---

<sup>1</sup> Auf isländisch Útilegumenn. So nennt man in Island die Geächteten, die früher in der Bergwildnis im Innern des Landes ihr Leben fristeten.

uns ein Braten so gut geschmeckt wie dieser. Auch der getrocknete Fisch schien uns ungemein lecker zu sein.

Fidel bekam die Knochen und Gräten; er zerbiß sie kurz und klein und so gierig, daß es laut krachte. Harald ließ ihm ganze Stücke Fleisch daran.

Als wir schon bald fertig waren, holte Harald in einem Zinnbecher Wasser aus der Quelle draußen. Und indem er es uns reichte, sagte er freundlich lächelnd:

„Das ist Wein von meinem Felsenkeller. Einen besseren Trunk als den gibt es nicht. Wohl bekomm's! — Nun ist es aber Zeit, daß ich nach Mödruvellir reite.“

Er wischte rasch noch seinen „Tisch“ ab und kleidete sich dann um.

Bevor er ging, zeigte er uns, wie wir uns für die Nacht auf seinem Mooslager einzurichten hätten, und wie wir mit ein paar zusammengezimmerten Brettern den Eingang zur Höhle schließen sollten, damit kein ungebetener Gast hereinkäme und uns im Schlafe störe.

Dann nahm er seine Flinte, und wir folgten ihm durch den dunklen Gang der Höhle hinaus.

Er schwang sich auf sein Pferd und ritt schnell von dannen.

Wir sahen ihm noch lange nach, wie er die Berghalden hinunter galoppierte, fort in die zerklüftete Felsenlandschaft hinein. —

Jetzt waren wir wieder allein in der großen Bergeinsamkeit, und wir kamen uns selbst wie richtige Bergrecken vor.

Die Sonne stand schon ganz tief unten am nordwestlichen Himmel, es mußte also sehr spät geworden sein.

„O wie ist es doch so wunderbar schön hier oben!“ sagte ich zu Manni; „ich möchte mich da gleich als Draußenlieger niederlassen.“

Manni lachte über meinen Einfall und meinte: wenn nur

die Mutter nicht wäre, dann würde er auch gerne dazu bereit sein.

Wir gingen nun zu unserem Pferd hin, das noch immer auf dem Rasen weidete, streichelten und liebkosten es und legten uns dann in das hohe Gras, um ein Plauderstündchen zu halten.

Es dauerte aber nicht lange, da wurden wir schläfrig. Wir standen darum auf und gingen wieder in die Höhle hinein.

Den Eingang verschlossen wir, wie Harald es uns gezeigt hatte.

Vor unserem großen Bett knieten wir nieder und beteten unser Abendgebet. Ganz besonders dankten wir Gott, daß er uns aus so vielen Gefahren errettet hatte.

Dann nisteten wir uns in das weiche Moos und die frisch duftenden Kräuter ein und unterhielten uns noch eine Weile über die seltsamen Erlebnisse des Tages.

Fidel, der immer bei uns blieb, legte sich neben unserem Lager auf den Boden. Er fing bald leis zu schnarchen an.

Wir sagten nun einander auch gute Nacht und schliefen fast gleichzeitig ein. —

Mitten im Schlaf wurde ich plötzlich von einer Hand am Arm gefaßt, und ich hörte laut schreien:

„Nonni! Nonni! — Hilfe! Hilfe! — Nimm dich in acht, Nonni! er stößt dich!“ ...

Ich sprang aus dem Bett heraus und wußte in der ersten Verwirrung gar nicht, wo ich war.

Ich glaubte, ich wäre zu Hause in unserer Schlafkammer, und doch sah alles so ganz anders aus. Die Höhle war nämlich in der nordischen Sommernacht auch jetzt noch ziemlich hell erleuchtet.

Ich kam bald wieder zu mir selber, und nun war mir alles klar: Es war mein kleiner Bruder Manni, der so

geschrien hatte. Er träumte, wie es schien, von dem wilden Stier.

Ich rüttelte ihn, bis er aufwachte.

„Hast du geträumt, Manni?“

Manni richtete sich auf und rieb sich die Augen.

„Ja, Nonni“, sagte er, „der wilde Stier war wieder da; ich habe so Angst gehabt. — Wo sind wir denn?“

„Sei nur ruhig, Manni, der Stier ist nicht da. Wir sind ja in Haralds Höhle!“

Fidel, der nicht begreifen konnte, was geschehen war, sprang zu uns herauf und schnüffelte überall im Bett und an uns selbst herum. Er witterte einen Feind und wollte uns helfen.

Wir setzten uns nebeneinander, nahmen das gute, treue Tier zwischen uns und streichelten es, bis es wieder ruhig wurde.

Da wir nun vollständig aus dem Schlaf gekommen waren, bekam ich große Lust, hinaus ins Freie zu gehen. Ich sagte deshalb zu Manni:

„Sollten wir nicht hinausgehen und schauen, wie die Nacht hier oben aussieht?“

Manni war gleich damit einverstanden.

Ich warf meine Jacke um die Schulter und half ihm seine rote Bluse anziehen. Dann gingen wir hinaus in die lichte, laue Sommernacht.

Da bot sich uns ein bezaubernd schöner Anblick dar.

Der westliche Himmel sah aus wie ein unendlich weites, ruhiges Meer, das in den herrlichsten, zartesten Farben leuchtete. Es waren zwar nur violette und dunkelblaue, aber sie waren in so mannigfachen Tönen und so wunderbar weich und lieblich vermischt, daß ich es nicht beschreiben kann.

Im Osten dagegen war der Himmel ein einziger Riesen-

ozean von lauter Glut und Feuer. Da war alles Bewegung und Leben. Es funkelte und sprühte, flimmerte und glitzerte in den schönsten, kräftigsten Farben: golden und rot und gelb und blau und purpurn wogten sie durcheinander.

„O wie schön ist das!“ rief Manni ganz ergriffen aus.

„Ja, Manni, es ist wunderbar! So habe ich den Himmel noch nie gesehen.“

Und dann standen wir beide sprachlos vor Bewunderung beieinander und betrachteten schweigend diese unvergleichliche, bezaubernde Pracht. . . .

Wir konnten gar nicht müde werden, besonders das großartige Schauspiel im Osten zu betrachten.

Hier rangen nämlich fortwährend und immer heftiger die hellsten Farben miteinander und entsandten goldsprühende, über alle Maßen prachtvolle Strahlengarben nach allen Seiten in den weiten Weltraum hinaus.

Die Bergkuppen waren sämtlich wie von brennend roter Glut übergossen.

Und wie feierlich still alles ringsumher war! Die ganze große Berglandschaft schien in tiefe Andacht versunken.

Wir horchten und horchten, konnten aber nicht das geringste hören.

„Sollen wir nicht einmal laut rufen und probieren, ob uns jemand antwortet?“ schlug der kleine Manni plötzlich vor.

„Ja, Manni, das tun wir“, stimmte ich ihm rasch bei.

Wir riefen nun beide, so laut wir konnten in die stille, friedliche Nacht hinaus, so wie die isländischen Hirten zu rufen pflegen:

„Ho ho! . . . ho ho! . . . hallo!“

Dann horchten wir. — Aber wir vernahmen nichts als ein schwaches Echo in der Ferne.

Wir riefen noch einmal.

Jetzt hörten wir wieder das ferne Echo und dann einige sonderbare Laute von den nächsten Höhen.

„Was mag das sein?“ flüsterte Manni mir zu.

„Ich weiß es nicht recht“, antwortete ich, „aber ich glaube, es sind Füchse oder Schafe oder Vögel, die wir in ihrer Nachtruhe gestört haben.“

Als wir zum drittenmal riefen, hörten wir zu unserem Schrecken ein dumpfes, langgezogenes Brüllen, und dann noch eines. Das erste war weit weg, das andere war nahe.

Jetzt riefen wir nicht mehr. Das Brüllen wollte uns nicht behagen. Ein Bangen und Grausen vor den schlummernden Geheimnissen der Nacht bemächtigt sich unser.

Wir gingen deshalb bald darauf wieder hinein in die Höhle, schlossen sorgfältig den Eingang und streckten uns auf unser Lager. —

Diesmal schliefen wir bis zum Morgen.

Ich war der erste, der erwachte; ein leises Rascheln irgendwo in unserer Nähe weckte mich auf. Ich kam aber erst nach und nach aus meinem tiefen Schlaf.

Ich öffnete die Augen.

In der Höhle war es blendend hell. Von der Öffnung oben im Gewölbe floß goldiger Sonnenschein herab.

Am Boden knisterte munter ein kleines Feuer, und daneben saß, mit dem Rücken gegen uns gekehrt — Harald.

Auf dem flachen steinernen „Tisch“ lag ein Haufen Butterbrote, dabei standen zwei zinnerne Tassen. An dem Speiß in der Wand war wieder ein großes Stück Fleisch.

Nicht wenig über all dies erstaunt, richtete ich mich auf und weckte ganz sachte auch den kleinen Manni. Er streckte sich erst und blickte dann verwundert umher.

Jetzt drehte Harald sich um und sagte freundlich lächelnd:

„Guten Morgen, ihr kleinen Draußenlieger, habt ihr gut geschlafen?“

„O ja“, erwiderten wir, und Manni fügte gleich hinzu:

„Sind Sie bei uns zu Hause gewesen? und haben Sie die Mutter gesehen?“

„Ja, ich bin in Mödruvellir gewesen, und ich soll euch grüßen von euern Eltern.“

„Was hat die Mutter gesagt?“ fragte Manni lebhaft.

„Das erzähle ich euch nachher beim Frühstück. Ihr müßt jetzt aufstehen.“

Wir sprangen hurtig aus unserem Moosbett und machten uns rasch zurecht.

Dann gingen wir hinaus vor die Höhle und beteten dort unser Morgengebet. Harald kam auch hinaus.

Ich war tief bewegt bei dieser Morgenandacht.

Ich hatte das Gefühl, als wären wir hier oben viel näher am Himmel als dort unten im Tal. — Und es kam mir vor, als schwebten überall selige Geister um uns herum.

Manni betete vor mit einem rührenden kindlichen Eifer.

Als wir fertig waren, sagte Harald:

„Das war ein schönes Gebet. Betet ihr immer so?“

„Ja“, antworteten wir, „die Mutter hat es uns so gelehrt.“

„Ihr habt aber auch eine brave Mutter. Sie hat mir viele gute Sachen für euch mitgegeben. Kommt jetzt herein und setzt euch zu Tisch.“

Wir gingen wieder hinein und frühstückten. — Das war ein viel feineres Mahl als am Abend vorher; es war ein förmliches Festessen: es gab Fleisch und trockenen Fisch und Butterbrote und noch zwei Tassen Schokolade für jeden.

Während wir es uns gut schmecken ließen, erzählte Harald von seinem Ritt nach Mödruvellir.

„Auf dem Weg hinunter“, so fing er an, „begegnete ich



euerem Freund, dem wilden Stier. Er war aber nicht so wild, wie ihr sagt.“

„Nicht?“ — fiel Manni gleich dazwischen. — „Dann kam es gewiß davon, weil Nonni ihn in die Nase gestochen hat.“

„Ja, ja, das meinst du, Kleiner. — Ich glaube aber, es kam daher, weil ich keine rote Bluse anhatte wie du. Du mußt nämlich wissen, wenn die Stiere rote Kleider sehen, dann werden sie wild.“

„O hätte ich das nur gewußt“, erwiderte Manni darauf, „dann hätte ich meine rote Bluse gleich ausgezogen!“

„Als ich weiter hinunter kam“, fuhr Harald fort, „traf ich zwei Hirten aus Mödruvellir. Sie waren von euren Eltern geschickt und sollten euch suchen. Ich habe ihnen aber gesagt, ihr wäret bereits gefunden und würdet am nächsten Morgen heimkommen.“

Auf Mödruvellir waren die Leute schon im Bett, nur eure Mutter und eure Schwester waren noch auf.“

„Was haben sie gesagt?“ fragte Manni gleich wieder.

„Sie waren sehr um euch bekümmert. Aber dann freuten sie sich ungemein, als sie erfuhren, daß ihr bei mir oben wäret.“

„Hat die Mutter nicht geschimpft?“ fragten Manni und ich zugleich.

„O nein, ich habe ihr erzählt, daß ihr nichts dafür könnt, und wie es euch mit dem Pferd und mit dem Stier gegangen ist. — Eure Mutter hat mich dann bewirtet und hat mir alle diese Sachen eingepackt, die wir da haben.“

„Dann wird sie uns nicht böse sein“, sagte Manni zu mir.

Harald lächelte und versicherte uns, daß wir ganz ruhig sein dürften. Dann aber sagte er, wir sollten uns bereitmachen für die Heimreise.

Wir dankten ihm von Herzen für alles, was er uns Gutes getan hatte. Dann gingen wir mit ihm durch den langen finstern Gang hinaus zu den Pferden und brachen auf.

Manni mußte diesmal zu Harald hinaufsitzen, denn es war viel schwerer, bergab als bergan zu reiten.

Die Pferde galoppierten frisch voran. Es war ein schöner Ritt in den sonnenhellen Sommermorgen.

Als wir zu dem verhängnisvollen ebenen Platz kamen, wo wir das Abenteuer mit dem Stier erlebt hatten, war die wilde Bestie wieder da. — Manni wurde unruhig.

Wir hielten an und stiegen ab.

Harald hieß Manni die rote Bluse ausziehen. Dann wendete er sich um, und nun mußte Manni sie mit dem schwarzen Futter nach außen wieder anziehen. Und merkwürdig: jetzt ließ der Stier uns ruhig vorbeireiten; er schaute uns nur an. —

Als wir endlich so weit waren, daß wir den Hof deutlich sehen konnten, zügelte Harald sein Pferd. Wir stiegen ab und setzten uns ins Gras.

Harald sagte:

„Von hier aus könnt ihr den Weg nach Hause wohl allein finden.“

„Ja, das können wir ganz leicht“, sagten wir. „Aber Sie kommen doch mit nach Hause, Harald?“

„Nein, Kinder, diesmal reite ich nicht weiter. — Wir werden uns hier trennen müssen.“

Bei diesen Worten wurden Manni und ich ganz traurig; es kamen uns Tränen in die Augen.

Nach einer Weile begann Harald wieder:

„Bevor wir voneinander Abschied nehmen, will ich euch ein Geheimnis anvertrauen.“

Wir wurden neugierig und schoben uns näher an Harald heran.

Dann erzählte er uns folgendes:

„Ich habe mich bis jetzt Harald genannt. — So heiße ich aber nicht...“

Wir schauten ihn mit großen Augen an und brachten vor Überraschung kein Wort heraus.

„Die Umstände“, fuhr er fort, „haben mich gezwungen, meinen wahren Namen zu verbergen. Ich hoffe aber, daß ihr jetzt nicht mehr bange werdet, wenn ich euch meinen richtigen Namen nenne. Mein wirklicher Name ist — Haldor Helgason von Borg...“

Manni und ich schauderten. — Wir verschlangen Haldor förmlich mit den Augen.

Er aber erzählte weiter:

„Als ich euch vor einigen Tagen auf Mödruvellir besuchte, geschah es anfänglich in der Absicht, mich der Obrigkeit zu überliefern. Dann aber änderte ich meinen Entschluß und sagte euch, daß ich nicht Haldor, sondern Harald sei.

Ich selbst war darüber erstaunt, wie leicht ich mich eine ganze Nacht hindurch an einem Hof als Gast aufhalten konnte, wo die Obrigkeit ihren Sitz hat.

Ich wanderte dann wieder in meine Felsenhöhle zurück.

Seither ist es mir mit Hilfe meiner Freunde gelungen, mir eine Schiff Gelegenheit ins Ausland zu verschaffen.

Es wird mir darum nicht mehr schaden können, wenn man meinen Namen weiß und meinen bisherigen Aufenthaltsort kennt.

Von heute ab wird meine Höhle leer sein.

Grüßt mir eure Eltern und sagt ihnen, wie froh ich bin, daß ich ihre Freundlichkeit gegen mich dadurch habe in etwa erwidern können, daß ich euch zu Hilfe kam in eurer gefährlichen Lage oben auf den Bergen.“

Hier machte Haldor eine Pause und sah ins hohe Gras vor seinen Füßen nieder.

Wir schauten ihn noch immer erstaunt an und wußten nicht, was wir anfangen sollten.

Doch endlich unterbrach Manni das Schweigen und sagte etwas schüchtern:

„Dann sind Sie aber doch der Geächtete?“

Haldor warf Manni einen wehmütigen Blick zu und antwortete:

„Ja, kleiner Freund, ich bin wirklich ein Geächteter.“

Dann blickte er wieder sinnend vor sich hin.

„Aber Sie sehen doch so freundlich aus und sind so gut gegen uns gewesen“, entgegnete Manni.

Haldor lächelte wieder und sagte:

„Mein lieber Freund, es gibt Geächtete, die nicht nur wie gute Menschen aussehen, sondern auch wirklich gute Menschen sind.“

„Und zu diesen gehören Sie, Haldor“, versetzte ich tiefgerührt und drückte herzlich die Hand des unglücklichen Mannes.

Manni fragte ihn jetzt in seiner lebhaften Weise:

„Aber wie sind Sie eigentlich ein Geächteter geworden, Haldor?“

„Ach, das ist eine traurige Geschichte. — Ich bin schuld an dem Tode eines Menschen. — Aber ich war meiner selbst nicht mächtig. Nie hätte ich gedacht, daß ein Mensch dabei ums Leben kommen würde, nie. Aber ich war leider so betrunken, daß ich nicht mehr wußte, was ich tat. Das war meine Schuld, und das werde ich mein ganzes Leben lang bereuen müssen. Nie werde ich von nun an auch nur einen Tropfen dieses verfluchten Getränkes mehr kosten, das schuld an meinem Unglück ist.“

„Dann sind Sie aber auch nicht so böse“, fiel Manni wieder ein; „ich werde es dem Amtmann sagen, dann werden Sie sicher freigesprochen.“

„Das würde wohl nicht viel helfen“, sagte Haldor wehmütig lächelnd.

Da wir nicht mehr recht wußten, was wir weiter sagen sollten, ergriffen wir gleichzeitig die Hand des armen Haldor und dankten ihm noch ein letztes Mal innig für seine Güte gegen uns.

Haldor, der sehr gerührt war, sprang nun hastig auf, küßte uns nach isländischer Sitte zum Abschied, bestieg sein Pferd und ritt fort den Berg hinauf.

Wir standen schweigend eine Weile da und schauten ihm nach. Er wandte sich noch oft um und winkte uns freundlich zu. Dann aber entschwand er ganz unsern Blicken und war fort. —

So schieden wir von dem Geächteten und sahen ihn nie wieder.

Jetzt stiegen auch wir zu Pferd und ritten wehen Herzens bergab dem Hofe zu.

Als wir heimkamen, wurden wir mit offenen Armen empfangen, und daß wir nicht gestraft wurden, das hatten wir Haldor zu verdanken.

Wir mußten unsere Erlebnisse ins Unendliche erzählen, nicht nur unsern Eltern, sondern auch all den andern Leuten auf dem großen Hofe.

Noch am selben Tage wurden berittene Männer hinauf zur Höhle geschickt. Sie war aber verlassen. —

Von Haldor hörte man lange Zeit nichts mehr. Man wußte nur, daß er nach England geflohen sei.

Erst zwei Jahre später erhielt seine Familie einen Brief von ihm aus Rio de Janeiro in Amerika.

Haldor schrieb darin, daß es ihm gut gehe, und daß Brasilien eines der fruchtbarsten und schönsten Länder der Welt sei.

Am Schluß des Briefes standen die Worte:

„Einen freundlichen Gruß an Nonni und Manni, die zwei kleinen Jungen aus Mödruvellir, mit denen ich einst auf den Bergen des Hörgártales zusammentraf.“

## Nonni im Schneesturm

---

Es war gegen Ende des Winters. Ich wohnte damals in Akureyri, einer kleinen, reizend gelegenen Stadt am großen Golf Eyjafjörður auf Nord-Island.

Hoch oben aber, zwischen den Bergen gegen Südwest, liegt der ansehnliche Hof Háls<sup>1</sup>. Dort wohnte eine zahlreiche Familie, die mit meinen Eltern befreundet war.

Wenn die Leute von Háls nach Akureyri herabgeritten kamen, nahmen sie immer bei uns ihr Absteigequartier. Das war ein Festtag für uns Kinder; denn bessere Freunde und liebere Spielkameraden als die Kleinen von Háls hatten wir nicht.

In beiden Familien gab es ungefähr gleichviele Knaben und Mädchen. Einer von diesen war mein besonderer Freund. Er hieß Waldi und war zehn Jahre alt.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm. Darin stand geschrieben:

Mein lieber Nonni!

Dienstag ist mein Geburtstag. Er wird gefeiert mit Schokolade und Kuchen. Ich lade dich zum Feste ein.

Dein Freund Waldi.

Nachschrift: Du mußt aber sicher kommen. Also vergiß nicht, am nächsten Dienstag!

Dein Waldi.

---

<sup>1</sup> Ich verändere in dieser Erzählung absichtlich ein paar Ortsnamen.

Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich eine so feierliche Einladung zu einem Feste erhielt — einen wirklichen Brief!

Wie mich das freute! und wie stolz ich darauf war!

Gleich lief ich mit meinem Briefe zur Mutter:

„Mutter, schau mal, Waldi ladet mich zu seinem Geburtstag ein. Nicht wahr, du erlaubst doch, daß ich am Dienstag nach Háls reite?“

Die Mutter lächelte und sagte:

„Du allein nach Háls reiten? Glaubst du, Nonni, du findest den Weg?“

„O, Mutter, ich kenne ihn wie meine Tasche. Ich bin ja schon so oft dort gewesen.“

„Jawohl; aber hast du jemals den Weg allein gemacht?“

„Nein, das gerade nicht; aber ich finde den Weg doch. Und zudem will ich auf Grani hinreiten. Du weißt ja, der findet seinen Weg immer.“

Grani war das beste und frömmste von unsern Reitpferden. Und daß man sich auf ihn verlassen durfte, konnte die Mutter nicht leugnen.

Die kleinen isländischen Pferde sind berühmt wegen ihrer erstaunlichen Geschicklichkeit, sich auf der Reise zurechtzufinden. Selbst wenn der Reiter sich am Wege irrt, braucht er nur die Zügel freizugeben und alles dem Pferde zu überlassen. Dieses geht nie fehl, auch nicht im Nebel oder Schneesturm.

Deshalb antwortete die Mutter:

„Gut, mein Kind, so ist diese Schwierigkeit gelöst. Aber ich habe noch ein anderes Bedenken: Wie wird das Wetter sein? Wir müssen an dem Tage gutes Wetter haben, sonst kann keine Rede sein von einer so weiten Tour. Es ist ein Weg von mindestens zwei Stunden.“

Schnell sagte ich darauf:



„Das Wetter wird gut sein, dessen bin ich gewiß, Mutter. Nicht wahr, ich habe die Erlaubnis?“

„Ja, wenn das Wetter günstig ist, will ich es dir erlauben.“

Ich freute mich mächtig und lief gleich zum Vater, um ihm die frohe Neuigkeit zu erzählen. Ihn brauchte ich nicht um Erlaubnis zu bitten; denn derartige Sachen überließ er immer der Mutter.

Der Vater saß gerade am Arbeitstisch und schrieb. Ich zeigte ihm den Brief und sagte, die Mutter habe mir erlaubt, nach Háls zu reiten.

Er schaute mich mit bedenklicher Miene an und sagte:

„Nach Háls hinaufreiten? Hat die Mutter das wirklich gestattet? Mir scheint, das ist doch etwas gewagt.“

„O nein, Vater, Grani und ich kennen den Weg; auch nehme ich Fidel mit. Der läuft immer voraus und zeigt den Weg.“

„Diese Reise will mir gleichwohl nicht in den Sinn“, sprach der Vater weiter; „bedenke, es ist noch Winter. Und wenn dich ein Schneesturm überraschte, dann könntest du draußen stecken bleiben und würdest im Schnee lebendig begraben. Was meinst du dazu, Nonni?“

„O Vater, ich bleibe nicht stecken, und wenn auch, so würde man mich bald finden und wieder herausgraben.“

„So, du scheinst vor einer solchen ‚Kleinigkeit‘ nicht bange zu sein. — Nun, wir haben ja noch Zeit und können uns die Sache bis Dienstag überlegen.“

„Vater, du wirst sehen, alles geht gut.“

Damit lief ich aus dem Zimmer.

Die Tage gingen vorüber, es fiel kein Schnee.

Schon war es Montag und klares Frostwetter. Mir hüpfte vor Freude das Herz in der Brust, als ich sah, wie glänzend meine Reiseaussichten für den folgenden Tag waren.

Ein Mann aus der Stadt sollte gerade an diesem Montag nach Háls hinaufreiten. Deshalb bat meine Mutter ihn, oben zu melden: wenn das Wetter sich hielte, so käme ich, etwa gegen die Mittagszeit, zu Waldis Geburtstag.

Ich konnte mich vor Freude kaum fassen.

Dienstagmorgen war das Wetter noch gut, doch nicht so klar wie am Montag.

Ich machte mich schon früh am Vormittag reisefertig.

Das Pferd durfte ich selbst holen. Es befand sich auf der Weide zwischen den Hügeln gegen Westen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt.

Bevor ich dahin aufbrach, sagte die Mutter:

„Wenn du Grani gefunden hast, so kommst du erst hierher, nicht wahr? Nach Háls kannst du dann um 10 Uhr wegreiten, das ist noch früh genug.“

Das versprach ich ihr.

Ich ging nun hinaus und rief den Hund.

Merkwürdigerweise zeigte Fidel ganz gegen seine Gewohnheit heute gar keine Lust, mir zu folgen. Zwar kam er auf meinen Ruf gleich herbei, leckte mir die Hand und wedelte mit dem Schwanz. Aber auf einmal tat er ganz schüchtern, ließ Schwanz und Ohren hängen, schaute verstohlen zu mir herauf, wandte sich langsam um und versuchte, unbemerkt auszukneifen.

Dies Benehmen wunderte mich sehr. — Ob er ein Unglück witterte? Ich war geneigt, es zu glauben; denn nie zuvor hatte er sich geweigert, mir auf einer Tour zu folgen.

Heute mußte ich ihn mehrmals rufen. . . .

Darauf ging ich in die Heuscheuer und nahm mein Reitzeug, einen kleinen Sattel und das Geschirr vom Haken. Den Sattel schnallte ich auf den Rücken, das Geschirr warf ich über die Schulter.

So lief ich nun mit Fidel durch das sogenannte „Gil“ (die Schlucht) zum westlichen Bergabhang.

Ich beeilte mich, soviel ich konnte, aus Furcht, es möchte zu guter Letzt noch etwas in den Weg kommen und mich zwingen, die schöne Reise aufzugeben.

War es nicht schon dunkler geworden am Himmel? Und der Nordwind, blies er nicht schon etwas stärker? — So kam es mir wenigstens vor, als ich bergan ging.

Aber ich täuschte mich wohl, sagte ich zu mir. O ganz gewiß, es ist Täuschung. Denn auf keinen Fall durfte jetzt das Wetter schlecht werden; nein, um keinen Preis.

Als ich eine gute halbe Stunde weit den Berg hinaufgelaufen war, fand ich Grani.

Er ließ sich gleich fangen. Er kannte mich ja, und wir beide waren gute Freunde. Deshalb machte er gar keine Schwierigkeit und gab sich willig darein, daß ich ihm das Geschirr anlegte und den Sattel auf den Rücken band.

Schon war ich im Begriff aufzusteigen und heimzureiten. Da besann ich mich.

Von dem beschwerlichen Lauf den Berg hinan war ich müde geworden. Es wäre gewiß das beste, dachte ich, erst etwas auszuruhen. . . .

Ich setzte mich auf einen Stein und wartete.

Fidel saß mir gegenüber und schaute mich ganz eigentümlich an. Grani stand geduldig und still neben uns.

Die beiden Tiere schienen gar nicht verstehen zu können, wozu ich hier säße und wartete. Ich wußte es eigentlich selbst nicht.

Es war sonderbar, wie wenig Lust ich fühlte, heimzureiten.

Aber, dachte ich, weshalb hat die Mutter denn gesagt, ich solle nach Hause zurückkommen? Ob ihr das wirklich ernst war? Wäre es nicht viel klüger, ich ritte von hier

aus gleich nach Háls? Ich befinde mich ja schon auf dem Wege dahin. Und wozu soll ich denn heim? — Aber doch, die Mutter hat es gesagt.

O nein, das hat sie sicher nicht so gemeint. Man muß doch nicht alles so schrecklich genau nehmen. Das tut kein Junge in meinem Alter. Zehn Jahre bin ich schon; da ist man doch kein Kind mehr.

Ich stand auf und streckte mich wie ein Mann.

Dann warf ich einen Blick über den weiten Fjord.

Aber, du guter Gott, wie dunkel war der Himmel dort im Norden geworden! — Und wie der Wind von da her sauste! — Es wurde mir ganz unheimlich.

Sollte es ein Schneesturm sein, der im Anzuge ist? — Ja, so sieht es aus. — Ach, das wäre entsetzlich!

Ich stieg aufs Pferd.

Fidel bellte vor Freude und begann gleich in die Richtung zur Stadt hinabzulaufen.

Ich rief ihn laut zurück.

Er blieb stehen und wandte sich um; aber er schien bestimmt heim zu wollen.

Ratlos saß ich auf dem Pferde und wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte.

Ich schaute gegen Südwest. Dort lag Háls, wo die vielen muntern Kinder mich erwarteten. Dort war Feier und Freude, Schokolade und Kuchen, Geburtstag und — Waldi, der liebe kleine Waldi. Gewiß spähte er jetzt schon vor dem Hofe hinunter nach Nordosten, um zu sehen, ob ich mich nicht bald in der Ferne zeige.

Auf einmal rief Fidel mich durch heftiges Bellen aus meinen Träumereien. Er hatte mir schon wieder den Rücken gedreht, um heimzulaufen.

Sein Bellen klang in meinen Ohren wie eine Ermahnung, der Mutter zu gehorchen und nach Hause zu reiten.

Ich warf wieder einen Blick gen Norden. — Da sah es sehr drohend aus.

Es wurde dunkler und dunkler, und der Wind war schon fast zum Sturm geworden.

Einen Augenblick saß ich noch ratlos auf dem Pferde.

Aber dann faßte ich den Entschluß.

Fort nach Háls! fort! und das gleich, sonst wird aus der Reise nichts.

So endete mein innerer Kampf.

Anstatt dem Befehl meiner Mutter zu folgen, gab ich armseliger schwacher Knabe der Versuchung nach.

Wiederholt rief ich nach Fidel. Endlich kam er. Als er aber sah, daß es nicht heimging, hörte sein munteres Bellen auf. Er ließ den Schwanz hängen und ergab sich gezwungen in sein Schicksal.

Ich wandte das Pferd gegen Südwest und trieb es voran, so stark es nur laufen konnte.

Fidel lief stumm und traurig hintendrein. —

Trotz all dem Guten und Schönen, das mir in Háls winkte, fühlte ich mich doch nicht glücklich; aber ich hatte mich nun einmal den lockenden Stimmen preisgegeben. In sausendem Galopp ging es dahin.

Jetzt handelte es sich nur darum, mein Ziel zu erreichen, bevor der fürchterliche Schneesturm mich einholte.

Mir war wohl bewußt, daß ich hier ein Spiel auf Leben und Tod wagte. —

Nach etwa einer halben Stunde war Grani in Schweiß gebadet.

Die düstern Wolken hatten sich schon über den ganzen Himmel ausgebreitet. Der Tag war beinahe zur Nacht verwandelt, und je mehr der Sturm an Stärke zunahm, desto mehr sank meine Hoffnung, seinem schrecklichen Überfall zu entgehen.

Wie blind und über den Sattel gebeugt, setzte ich den rasenden Ritt noch eine Zeitlang fort.

Grani schien die Gefahr zu ahnen. Ich brauchte ihn nicht anzutreiben, er lief von selbst, was er konnte.

Fidel folgte pflichtmäßig hintennach; die Zunge hing ihm weit aus dem Halse.

Alle drei flohen wir mit dem Mut der Verzweiflung vor dem drohenden Tode.

Wir waren etwa auf eine Viertelstunde Wegs dem Hofe Háls nahegekommen, da brach auf einmal das Unglück mit all seinen Schrecknissen auf uns herein.

Der Sturm war plötzlich zum rasenden Orkan gestiegen, und im selben Augenblick begann auch der Schneefall.

Diesmal war es kein gewöhnlicher Schneesturm, sondern, wie man in Island sagt, Stórhrid, d. i. „der große Schneefall“.

In südlichen Ländern kann man sich gar keine Vorstellung davon machen, was das heißen will. Der Schnee fällt so dicht, daß man keine Flocken mehr unterscheiden kann; man sieht nur noch eine einzige zusammenhängende fallende Masse.

Wehe dem, der zu dieser Zeit draußen ist im Freien!

Alles ringsum ist Schnee, selbst die Luft scheint nicht mehr da zu sein, sie ist zu Schnee geworden.

Nach wenigen Sekunden ist auch der Erdboden verschwunden, und man hat unter den Füßen stiebende, man könnte sagen fließende Schneemassen, die mit unglaublicher Schnelligkeit vom rasenden Winde vorangetrieben werden.

Ich und die beiden Tiere wurden im ersten Augenblick ganz geblendet und vom Schnee fast erstickt.

Grani blieb plötzlich im Laufe stehen, und ich mußte mir die Hand vors Gesicht halten, um nur atmen zu

können; sonst wären Mund und Nase mit Schnee gefüllt worden.

Es war, als wenn ich nicht mehr Luft, sondern Schnee einatmete.

Wenn ich versuchte, die Augen zu öffnen, konnte ich nicht einmal den Kopf des Pferdes sehen. Ich sah nichts anderes als Schnee und wieder Schnee.

Auf einmal schien es mir, als hörte ich rechts vom Pferde den kleinen Fidel jämmerlich heulen.

Das arme Tier mußte ja gleichsam ertrinken in den gewaltigen fließenden Schneemassen, die unaufhörlich vom Sturme über die Erde hingejagt wurden.

Deshalb beugte ich mich hinab, so tief ich konnte, und rief ihn laut beim Namen.

Ich selbst konnte meine eigene Stimme kaum vernehmen, so sauste der Wind. Aber der Hund mußte mich gehört haben; denn bald fühlte ich seine Schnauze und Vorderpfoten an meinem rechten Fuß.

Ich reichte die Hand hinab und faßte seinen wolligen Kopf. So konnte ich ihm helfen, daß er zu mir heraufkam.

Er kletterte an meinem rechten Bein entlang bis oben aufs Pferd und legte sich auf dem Sattelknopf zurecht, indem er sich ganz nahe an mich anschmiegte.

Ich gab mir alle Mühe, ihn mit dem linken Arm festzuhalten, damit er nicht in den Schnee hinabfalle, der beständig unter uns herjagte.

Nun versuchte auch Grani wieder voranzugehen.

Ich überließ ihn vollständig sich selbst, hoffend, daß er mit seiner gewohnten Sicherheit doch noch den Weg nach Háls finde. Er setzte auch seinen Gang fort, aber mühsam und bedächtig umhertappend; es war gerade so, wie wenn er durch das tiefe Wasser eines reißenden Flusses watete.

Bei jedem Schritt mußte er mit allen vier Beinen herum-

fühlen und suchen, wo er auf dem unebenen steinigen Boden unter dem Schnee festen Fuß fassen könnte.

So ging es mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten eine Zeitlang weiter. Bald wandte er sich zur Rechten, bald zur Linken, um an einem im Wege stehenden Lavablock vorbeizukommen, oder um verborgenen Löchern auszuweichen, wo sein Fuß keinen festen Grund fand.

Schließlich blieb er stehen; er schien nicht mehr weiter vorankommen zu können.

Ich unerfahrener Knabe ahnte nicht, was ihn zurückhielt. Ein Erwachsener hätte es wohl erraten.

Nach einer Weile drehte er in rechtem Winkel links um und ging aus unserer Richtung eine Strecke weit gegen Südost hinunter. Es war umsonst; er kam auch da nicht vorwärts. Dann drehte er wieder in einem rechten Winkel, aber diesmal rechtsum, und ging den Berg hinan gegen Nordwest. Auch das war verlorene Mühe.

Während all dieser Versuche hatte ich den entsetzlichen Orkan von der Seite und war ein paarmal nahe daran, vom Pferde hinabgerissen zu werden.

Zuletzt versuchte Grani noch einmal den rechten Weg gegen Südwest, der nach Háls führte, einzuschlagen; doch ohne Erfolg.

Es war, als wenn eine steile hohe Wand sich gerade vor uns aufrichtete und den einzigen Weg, auf dem wir zu unserem Ziel gelangen konnten, versperrte.

Grani blieb stehen und wollte keinen Schritt mehr machen.

Was mochte da im Wege sein?

Verwirrt und unerfahren wie ich war, suchte ich in jugendlicher Ungeduld das Tier voranzutreiben. Umsonst. Es stand wie festgenagelt auf dem harten Steinboden.

Da ich aber daranblieb, es mit den Absätzen in die Seite zu stoßen, gab es endlich nach, machte einige Schritte





vorwärts und — sank mit uns durch den neugefallenen Schnee sanft und ruhig in einen Abgrund hinab!...

Ich stieß einen gellenden Schrei aus.

Er verlor sich und verklang in dem brausenden Orkan und verstummte dann ganz in den tiefen Schneemassen, die uns nun wie ein Grab einschlossen. —

Wir hatten am Rande einer steilen Felswand gestanden, welche die eine Seite einer Bergkluft bildete. Diese Kluft, die ich sonst gut kannte, aber unter den damaligen Umständen ganz vergessen hatte, war nur zehn Minuten von Háls entfernt.

Unten floß ein reißender Bergbach.

Die verhängnisvolle Schlucht war bis ganz obenhin mit weichem Schnee gefüllt.

Im Falle stießen wir nirgends an, sondern glitten hinab und sanken stets tiefer, bis wir endlich weit unten am Rande des Baches festen Boden erreichten.

Die Öffnung, die wir über unserm Kopfe hinterließen, wurde augenblicklich wieder mit neuen stiebenden Schneemassen gefüllt und wieder zugestopft.

Ich begriff gleich unsere Lage. Wir waren lebendig begraben und vielleicht rettungslos verloren.

Wie gelähmt vor Schrecken saß ich eine Weile unbeweglich auf dem Rücken des Pferdes, hielt immer nur den kleinen Fidel fest und drückte ihn mit dem linken Arm an mich. Ich war vollständig ratlos. . . .

Doch bald kam Grani mir einigermaßen zu Hilfe.

Ich konnte zwar nicht das geringste sehen, denn wir waren hier in gänzliche Finsternis eingehüllt. Aber ich merkte, daß das Tier gewaltsam den Kopf nach allen Seiten bewegte, um den Schnee von sich weg zu drücken und sich so Raum zu schaffen, um wenigstens atmen zu können.

Das war wohl notwendig; denn die Last des Schnees zwängte uns so ein, daß wir uns kaum mehr regen konnten.

Auch ich begann jetzt unwillkürlich, es dem Pferde nachzuzahlen. Mit Händen und Armen schob ich den Schnee von Kopf und Brust und suchte mir Luft zu machen.

Das glückte mir verhältnismäßig leicht, und bald hatte ich eine Art Schneegewölbe um uns zustande gebracht, so daß wir uns schließlich in einer sonderbaren Schneehöhle befanden.

Kurz darauf fing Grani an, sich im Kreise zu drehen, und drückte mit dem schweren Gewicht seines Körpers die Schneemassen auseinander. So wurde unsere kleine Höhle noch erweitert.

Endlich war so viel Platz vorhanden, daß ich absteigen konnte. Fidel ließ ich auf dem breiten Rücken Granis

sitzen, denn ich fürchtete, er möchte vom Pferde totgetreten werden, wenn er unten stände.

Der arme kleine Hund! Wie wenn er meine Gedanken erriete, hielt er sich ganz ruhig und still da oben. Auch Grani schien nichts dagegen zu haben.

Ich fühlte, wie Fidel beständig mit dem Schwanz wedelte; sehen konnte ich es ja nicht.

So oft ich in seine Nähe kam, suchte er mich zu lecken und ließ ein leises Heulen oder Bellen hören, als wollte er mich aufmuntern, den Mut nicht zu verlieren.

Das treue Tier! Ich wurde ganz gerührt ob seiner Anhänglichkeit.

Jetzt machte ich mich daran, unsern seltsamen Aufenthaltsort dadurch zu erweitern, daß ich unten den Schnee nach allen Seiten schob.

Grani half mir, wenn auch unbewußt, bei dieser Arbeit, und so wurde unsere gemeinschaftliche Anstrengung mit Erfolg gekrönt. Nach kurzer Zeit war die Schneehöhle so geräumig, daß ich ein paar Schritte nach jeder Richtung machen konnte.

Aber bald wurde eine andere Mißlichkeit fühlbar. Es war nicht nur stockfinster in der Höhle, sondern auch kalt und feucht. Mich fror. Besonders warme Kleider hatte ich nicht angezogen; denn trotz der Warnung des Vaters hatte ich nicht geahnt, daß uns ein so fürchterliches Unwetter überfallen würde.

Die Luft hier unten war auch beengend. Aber glücklicherweise dringt doch immer Luft genug durch die Schneedecke, so daß keine ernste Gefahr vorhanden ist, daß man unter dem Schnee erstickt.

Grani stand unbeweglich still, nur ab und zu pustete er gar sonderbar, während sein ganzer Leib in krampfartigen Zuckungen zitterte.

Fidel saß noch immer ruhig auf Granis Rücken; von Zeit zu Zeit hörte man ein leises Wimmern von ihm.

Ich stand zur Seite des Pferdes und fragte mich, wie alles das wohl enden würde.

Allmählich fühlte ich mich schläfrig und setzte mich nieder, mit dem Rücken gegen die Schneewand.

Die Schläfrigkeit nahm immer mehr zu. Ich schloß die Augen und fing an zu schlummern; ich schlief ein und wachte wieder auf, schlief wieder ein und wachte wieder auf. Das wiederholte sich einige Male. Aber so oft ich erwachte, zitterte ich vor Kälte immer mehr.

Endlich fiel ich in tiefen Schlaf. . . .

Wie lange ich schlief, weiß ich nicht. Aber auf einmal wurde ich aufgeweckt: auf meine Beine fiel etwas gewaltig Schweres.

Ich schrie vor Schmerz laut auf.

Mit beiden Händen fühlte ich hin und merkte gleich, was vorgefallen war. Grani, müde vom Stehen, hatte sich niedergelegt, aber so, daß meine Beine unter ihn zu liegen kamen.

Ich wollte mich erheben; aber es war mir unmöglich, die in den Schnee geklemmten Beine frei zu machen. Das Tier lag wie Bleigewicht darauf.

Ich fing an, mit beiden Händen auf seinen Rücken einzuschlagen, und schlug so stark ich konnte, um es aufzutreiben. Fidel, der jetzt neben mir stand, half mir getreu, indem er aus allen Kräften bellte und heulte.

Grani blieb ruhig liegen.

Jedenfalls verstand er meine schwachen Schläge ganz falsch und hielt sie für freundschaftliche Liebkosungen.

Schließlich aber brachte ich ihn doch dazu, daß er aufstand.

Dank der weichen Unterlage hatte ich keinen Schaden

gelitten; meine Beine waren bloß in den Schnee gedrückt. So konnte ich mich, wenn auch mit Mühe, wieder erheben.

Ich überlegte nun, was wohl in dieser schrecklichen Lage aus uns werden sollte.

Und auf einmal überfiel mich eine Unruhe und Angst, wie ich sie früher nie gekannt hatte.

Wie tief, dachte ich, mögen wir uns unter dem Schnee befinden? — Ob der Sturm oben noch rast? Oder hat er aufgehört? — Ob man wohl nach uns sucht? — Und wenn auch, wird man uns in dieser Tiefe finden? — Aber gesetzt, man fände uns nicht, was dann? — Oder man fände uns erst nach einigen Tagen? ...

Diese und ähnliche Fragen schwirrten mir in der stockfinstern Höhle gleich schreckhaften Gespenstern durch den Kopf. Ich war ganz erregt.

Und die Antwort auf all die Fragen? — Ich glaubte nicht mehr anders, als daß wir hier unten — den Tod finden würden!

Dieser Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen.

Ich war noch so jung, so kräftig und gesund, noch voll Lebenslust und Lebensfreude, und sollte jetzt schon sterben! ...

Nein, das Schreckliche durfte nicht geschehen. Ich mußte hier heraus, es koste was es wolle.

Aber wie?

Da kam mir ein guter Einfall.

Vielleicht würde es mir glücken, mit meinen Händen mich selbst aus dem Schnee zu graben.

Schon oft hatte ich erzählen hören, daß Leute, die gerade so wie ich unter dem Schnee lagen, sich selbst herausgearbeitet haben.

Ja, das wollte ich auch tun; wenigstens wollte ich es probieren.

Sofort gab ich mich daran, meinen Entschluß auszuführen. Ich versuchte, auf den Rücken des Pferdes zu klettern. Infolge meiner Steifheit und zunehmenden Schwäche ging es aber nur langsam. Endlich glückte es mir doch.

Auf den Knien liegend, begann ich den Schnee über meinem Kopfe wegzukratzen. Das ging ziemlich leicht. Dann stellte ich mich aufrecht und setzte so meine Arbeit fort.

Bald konnte ich vor Kälte kaum noch meine Hände fühlen. Doch ich achtete nicht darauf.

Zuletzt aber reichte ich nicht mehr höher hinauf. Es kam noch immer Schnee und keine Anzeichen, daß ich nahe an der Oberfläche sei.

Was jetzt?

Es fiel mir ein, daß ich die Reitpeitsche bei mir hatte. Die mußte irgendwo unten liegen.

Ich sprang vom Pferde, suchte und fand sie und kletterte wieder hinauf. Dann steckte ich den Schaft der Peitsche so hoch in den Schnee, als ich konnte.

Aber es reichte nicht, ich kam nicht bis an die Oberfläche.

Jetzt ließ ich die Arme sinken. Der letzte Funke von Hoffnung entschwand. Ich fühlte mich vollständig machtlos, rettungslos verloren und fand keinen Ausweg mehr.

Langsam ließ ich mich wieder vom Pferde hinabgleiten auf die losen Schneehaufen, die ich aus dem Gewölbe gekratzt hatte.

Ein Gefühl dumpfer Verzweiflung bemächtigte sich meiner, und es schien mir nichts anderes übrig zu bleiben, als mich hinzulegen — und zu sterben.

Während ich so an mein Pferd gelehnt, über meine trostlose Lage brütete, kam der treue Hund heran und leckte mir die Hand.

Ich setzte mich in den Schnee, faßte ihn und drückte ihn

fest an mich. Das gab mir einige Wärme und tröstete mich zugleich in meiner gänzlichen Verlassenheit. —

Plötzlich kam mir ein neuer Gedanke.

Wäre es nicht möglich, sagte ich mir, einen schmalen, schräg ansteigenden Gang zu graben und so aus der Höhle zu kommen?

In der Tat, dieser Plan schien mir der beste zu sein. Ich stand auf und machte mich augenblicklich an die Arbeit.

Ich begann unten an der einen Seite der Höhle. Anfangs ging es gut von statten. Den losen Schnee, den ich ungefähr bis Scheitelhöhe fortkratzte, ließ ich fallen und stampfte ihn mit den Füßen so fest, daß er eine harte Grundlage bildete, auf die ich treten konnte, ohne einzusinken.

Nach wenigen Minuten hatte ich bereits ein etwa zwei Meter langes Stück gegraben.

Das war eine schöne Leistung und gab mir neue Hoffnung.

Ich grub und kratzte unverdrossen weiter. Der Gang wurde länger und länger. Aber ich selbst wurde leider immer schwächer und schwächer. Mich fror entsetzlich, besonders an den Händen.

Ich mußte mich schon mit Gewalt zwingen, daß ich noch arbeiten konnte. Allein es dauerte nicht lange, bis ich vollständig ermattet und nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen.

Deshalb schleppte ich mich in die Höhle zurück, wo es nicht so kalt war wie oben in meinem Gange, denn das Pferd sorgte für Wärme.

Ich war so schwach, daß ich kaum mehr auf den Füßen stehen konnte, und mußte mich ausruhen.

Bald wurde es aber noch schlimmer. Ich merkte, daß ich nicht bloß müde und kalt, sondern krank, eigentlich krank war.

Die Arbeit an dem Gange mußte ich endgültig aufgeben; denn das sah ich ein: hier unten konnte ich nicht wieder zu Kräften kommen.

Dabei fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang zum Schlafen.

Trotz meines Elendes hatte ich noch so viel Geistesgegenwart, daß ich mich, so gut es eben ging, auf zweckmäßige Weise einrichtete.

Zunächst wollte ich Grani dazu bringen, daß er sich niederlege, und stieß ihn einige Male in die Kniekehle.

Ich tat dies, um nicht wieder Gefahr zu laufen, daß er sich, während ich schlief, auf mich und den Hund fallen lasse.

Glücklicherweise währte es nicht lange, bis er mich verstand. Er bog die Knie und legte sich in den Schnee.

Als das Pferd sich bequem zurecht gelegt hatte, rief ich Fidel zu mir her.

Nun wollte ich mich zusammen mit meinem treuen Hunde hinlegen, um mich dem Schlafe — wohl dem letzten meines Lebens! — zu überlassen.

Da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: Aber warum wendest du dich nicht an den, der hier allein dir helfen kann? Und zugleich erkannte ich es als einen großen Fehler, daß ich es nicht schon früher getan hatte.

Jeden Abend, bevor ich einschlief, betete ich ein kurzes, sehr schönes Abendgebet, das meine Mutter mich gelehrt hatte. Sie ermahnte mich auch oft, ich sollte es nie unterlassen.

Es war ein Vers, den der fromme Dichter Hallgrímur Pétursson verfaßte, als er durch die schreckliche Krankheit des Aussatzes an das Schmerzenslager gefesselt war.

Dieses Gebet wollte ich jetzt mit besonderer Andacht beten. Ich kniete nieder, machte das Kreuzzeichen, wie die



Mutter es mir gezeigt hatte, erhob meine Gedanken zu Gott und sprach mit großer Innigkeit mein gewohntes Abendgebet.

In meiner isländischen Muttersprache lautet es:

Jesús er mér í minni,  
Mig á hans vald eg gef,  
Hvurt eg er úti eda inni,  
Eins bá eg vaki og sef.  
Hann er mín hjálp og hreysti,  
Hann er mitt rétta líf,  
Honum af hjarta eg treysti,  
Hann mýkir daudans kíf.

Das heißt auf deutsch:

Jesus, jetzt denke ich an dich,  
Ich gebe mich in deine Hut,  
Ob ich bin draußen oder drinnen,  
Ob ich wache oder schlafe,  
Du bist mein Helfer und Beschützer,  
Du bist mein wahres Leben.  
Auf dich vertraue ich von ganzem Herzen,  
Du milderst die Todesnot.

Ich habe diesen frommen Spruch gewiß nie so andächtig gebetet wie damals; er paßte aber auch gerade vortrefflich.

Als ich fertig war, fügte ich noch ein Vaterunser hinzu und bat Gott von ganzem Herzen um Verzeihung für den Ungehorsam gegen meine Mutter, der ja schuld an meinem Unglück war. Ich bat ihn auch, er möge mir alle meine übrigen Fehler und Sünden verzeihen und mich gnädig aufnehmen, wenn ich jetzt sterben und vor seinem Richterstuhl erscheinen müßte.

Nach dem Gebet fühlte ich mich wie umgewandelt. Alle Unruhe, Furcht und Angst waren verschwunden.

Ich hatte ein gewisses Empfinden, daß Gott mir jetzt nahe sei und helfen werde.

Wie das geschehen sollte, wußte ich freilich nicht.

Vor allem dachte ich, würde er mir die Todesnot mildern, wie ich gebetet hatte; und dann würde er meine Seele aus dieser schaurig finstern Höhle forttragen an einen Ort, wo es noch schöner wäre als beim Geburtsfeste auf Håls.

Dieser Gedanke verlieh mir einen solchen Trost, daß ich alle meine Leiden vergaß.

Ich legte mich nun so nieder, daß ich auf dem warmen, behaarten Leib des liegenden Pferdes ruhte.

Fidel schlüpfte ganz nahe zu mir hin.

Auf diese Weise verschafften wir uns alle drei die größtmögliche Wärme. Am meisten davon bekam ich.

Eine Zeitlang lag ich da mit offenen Augen und dachte, so innig ich konnte, an den Heiland.

Da trat ganz unerwartet etwas ein, das immer zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören wird.

Es kam mir vor, als sähe ich in der stockfinstern Höhle auf einmal den Heiland mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommen.

Ich wurde davon in dem Maße ergriffen, daß ich aufspringen und ihm entgegeneilen wollte; aber es war mir, als könnte ich kein Glied rühren. Deshalb blieb ich unbeweglich liegen.

Ich fühlte mich wie trunken vor Seligkeit.

Wie aber mochte mir gerade dieses Gesicht zuteil geworden sein?

Ich glaube, das kam so:

In der Kirche, in die ich des Sonntags mit meiner Mutter

ging, war ein Altarbild, das Christus mit ausgebreiteten Armen darstellte, so wie ich ihn hier sah.

Eines Sonntags fragte ich meine Mutter:

„Weshalb hält dort Jesus seine Arme immer ausgestreckt?“

Die Mutter, die mir auf solche kindliche Fragen kurze, aber inhaltsreiche Antworten zu geben pflegte, erklärte mir:

„Das tut er, weil er dich gern hat und dich umarmen möchte, lieber Nonni.“

Diese Worte machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich jedesmal daran dachte, wenn ich in die Kirche kam und dieses Christusbild erblickte.

Und jetzt sah ich dasselbe Bild hier in der finstern Höhle, und in meinem Ohr klangen wieder die Worte meiner Mutter:

„Er hat dich gern und möchte dich umarmen.“...

Unverwandten Blickes schaute ich lange Zeit in das Dunkel der Schneehöhle hinein und betrachtete die himmlische Gestalt, die wie lebend vor mir stand.

In dieser unbeschreiblich wonnigen Stimmung war es, daß der Schlaf wie ein milder Engel sich über mich beugte, mir die Augen schloß und mich einschlummern ließ, ohne mich des schönen Gesichtes zu berauben. Ich sah es noch im Traume, nachdem ich schon lange eingeschlafen war.

So lagen wir friedlich in unserem kalten Grabe, Grani, Fidel und ich — eine sonderbare Gruppe. . . .

Unser tiefer Schlaf wäre zweifellos, wenigstens für mich, bald in den noch tieferen Todesschlaf übergegangen, wäre nicht ganz unerwartet Hilfe gekommen.

Das ging aber höchst eigentümlich zu.

Nachdem ich einige Zeit geschlafen — wie lange, kann ich nicht angeben —, wurde ich plötzlich mit Gewalt aus meinem müden Schlummer gerissen.

Ich fühlte einen harten Stoß an meinem Kopf und hörte Fidel ganz rasend bellen.

Mit Mühe öffnete ich die Augen und suchte trotz meiner Steifheit umherzutasten, um zu erforschen, was mich gestoßen hatte.

Doch ich entdeckte nichts.

Der Schlag, den ich am Kopf erhalten, schmerzte mich sehr.

Grani zitterte am ganzen Leibe, stand aber nicht auf.

Fidel blieb daran, heftig zu bellen, als kämpfe er gegen einen unsichtbaren Feind, der in unsere Höhle eingedrungen war, während ich schlief, und sich jetzt mitten zwischen uns befand.

Ich konnte gar nicht begreifen, was da sein mochte, und es wurde mir ganz unheimlich zumut.

In meiner Angst schob ich mich bis an den Kopf des Pferdes, gleichsam um dort Schutz zu suchen. Aber das Tier schien mir geradeso bange zu sein wie ich selbst; es zitterte wie Espenlaub.

Fidel war der einzige unter uns, der gegen den geheimnisvollen Feind tapfer ankämpfte.

Auf einmal wurde ich wieder von dem unsichtbaren Gespenst getroffen, diesmal an der Schulter.

Mir trat der kalte Schweiß auf die Stirne.

Viel weiter zurückducken konnte ich mich nicht mehr.

Da streckte ich unwillkürlich beide Hände gegen den verborgenen Angreifer aus, um ihn abzuwehren, und stieß auf etwas Hartes.

Ohne zu wissen, was ich tat, faßte ich das seltsame Wesen und — hielt in der Hand eine hölzerne Stange, die sich auf und ab bewegte!

Im selben Augenblick erwachte ich wie aus einem Traum. Alle Furcht war verschwunden, denn jetzt kannte ich das Gespenst genau.

Ich hielt die Stange mit beiden Händen fest.

Doch sie wurde kräftig hinaufgezogen. Ich wollte sie nicht loslassen, sondern ließ mich ein Stück weit in die Höhe heben.

Dadurch riß ich mir die eine Handfläche blutig an einem Draht, der unten an der Stange befestigt war.

Noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, trage ich an der inneren Fläche der linken Hand eine Narbe als Erinnerung an jenes denkwürdige Erlebnis meiner Jugend.

Die Stange verschwand durch ein kleines Loch im Gewölbe unserer Schneehöhle. Ich aber warf mich auf die Knie, um Gott zu danken, daß unsere Leiden nun bald ein Ende haben würden.

Darauf beruhigte ich Grani und Fidel, indem ich sie streichelte und ihnen erzählte, daß unsere Befreiung nahe sei.

Ich selbst hatte jetzt volle Klarheit über alles, was vorgegangen war.

Um aber auch den Leser rascher aufzuklären, wollen wir für einige Augenblicke die finstere Höhle verlassen und uns nach dem Hofe Háls begeben.

Dort hatte mein kleiner Freund Waldi mit Ungeduld gewartet, daß ich zur Feier seines Geburtstages käme. Als dann das Unwetter ausbrach, war er untröstlich.

Er behauptete jedoch steif und fest, daß ich gewiß abgereist wäre und irgendwo auf dem Wege unter dem Schnee begraben läge.

Die Leute auf Háls fanden das höchst unwahrscheinlich; sie waren vielmehr überzeugt, daß die Eltern mir sicher keine Erlaubnis zur Reise gegeben hätten.

Aber Waldi ließ es sich nicht ausreden. Er weinte und bat seinen Vater inständig, er möge doch Leute ausschicken, daß sie mich aufsuchten.

Da der gewaltige Schneesturm bald vorüber und wieder schönes Wetter war, gab der Vater nach und erlaubte sogar, daß Waldi mit den Männern gehe, um nach mir zu suchen.

Unter den Hunden, die man mitnahm, war auch Baldur, ein kleiner Schäferhund; der kannte mich gut.

Die Männer auf ihren Ski hatten Schaufeln mitgenommen und lange hölzerne Stangen, um damit nach den etwa Verunglückten zu bohren.

Sie verfolgten selbstverständlich den Weg, den Reisende von Akureyri her einzuschlagen pflegen.

Der kluge Baldur schien erraten zu haben, nach wem man suchte. Er schnüffelte überall herum und steckte die Schnauze, ja den ganzen Kopf in den Schnee, bald hier, bald da, um zu spüren, ob jemand unten läge.

Als er endlich zur verhängnisvollen Kluft kam, in der ich schlafend und vor Kälte fast erstarrt zwischen den zwei Tieren lag, blieb er genau oberhalb der Höhle stehen, steckte den Kopf in den Schnee, bellte und heulte wie außer sich vor Freude, schnüffelte wieder, bellte laut von neuem und fing an, hastig in dem weichen Schnee zu scharren und zu graben.

Mein Freund Waldi, der dem Hunde überall nachlief, war der erste, der sein auffälliges Benehmen bemerkte.

Er rief die Leute herbei.

Als diese sahen, daß der Hund wie rasend stets auf derselben Stelle arbeitete ähnlich einem Rattenhund, der seine Beute spürt, wurde es allen klar, daß er uns witterte.

Sie eilten hinzu, und schnell wurde die Stange durch den tiefen Schnee gestoßen.

Der Mann, der sie führte, merkte bald, daß man nicht fehlgegangen. Da unten war etwas Lebendiges.

Er hatte nämlich den kleinen Fidel getroffen, und das

war auch der Grund, weshalb dieser, wie schon erzählt, so wütend bellte.

Als dann die Stange zu mir kam und ich sie faßte, hörte man oben mit dem Bohren auf und begann sogleich mit dem Ausgraben.

Dies alles wurde mir später von meinem Freund Waldi erzählt.

Doch steigen wir jetzt wieder hinab in die dunkle Höhle.

Ich hatte also die Stange losgelassen, und sie wurde hinaufgezogen.

Darauf setzte ich mich nieder und wartete ruhig, was kommen würde.

Es dauerte geraume Zeit.

Plötzlich stürzte das Schneegewölbe über unsern Köpfen zusammen, und die losen Schneemassen bedeckten uns. Aber schon wurde ich auch von starken Händen gefaßt und ans Licht gezogen.

Ich stand vor den Leuten von Háls!

Zu meiner großen Freude sah ich unter ihnen gleich meine zwei Freunde und Retter, Waldi und den treuen Baldur.

Mein erstes nun war, daß ich dem Waldi ein schönes Fest wünschte und dem vierbeinigen Freund einige freundliche Klapse gab.

Dann wurde ich unverzüglich in eine wollene Decke gewickelt und auf ein Paar zusammengebundene Ski gelegt.

Bevor sie mich fortzogen, warf ich noch einen wehmütigen Blick zur Vertiefung, wo der gute Grani im kalten Schnee lag.

Ich fragte den Mann, der mir zunächst stand, ob man das arme Tier nicht gleich mit uns zum Hof führen könne.

„Nein, mein Freund“, erwiderte er, „es wird noch einige Zeit brauchen, das schwere Pferd frei zu machen.“

Als er dann meine Traurigkeit wahrnahm, fügte er noch tröstend hinzu:

„Aber sei nur ganz ruhig, wir werden schon gut für dein Pferd sorgen.“

„O, tut das doch“, bat ich ihn herzlich, „und sorget dafür, daß es in einen guten Stall kommt und gutes Heu kriegt.“

„Ja, ja, es wird geschehen“, sagte der Mann freundlich.

Waldi, der vor lauter Freude über meine Rettung die Augen voll Tränen hatte, setzte sich hinter mich auf die Ski und hielt mich fest.

Baldur, das anhängliche Tier, sprang fortwährend auf mich zu und leckte mich und kratzte freudig mit seinen Vorderpfoten an meinen Kleidern.

Fidel, der ohne Beihilfe zugleich mit mir aus dem Schnee geschlüpft war, wich keinen Schritt von meiner Seite.

Auf Baldur wurde er gleich eifersüchtig. Er biß öfters nach ihm, um seine Begeisterung in passenden Grenzen zu halten.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung.

Ein starker Mann mit Ski unter den Füßen zog uns hurtig nach Háls hin. Die beiden Hunde liefen nebenher.

Unterwegs redete Waldi in einem fort. Er tröstete mich liebevoll und fragte nach so vielen Dingen, daß es mir gar nicht möglich war, ihm auf alles eine Antwort zu geben. Ich fühlte mich so müde, so müde.

Es war schon spät am Nachmittag.

Als wir auf dem Hof ankamen, hatte sich mein Zustand merklich verändert.

Ich war so schwach, daß ich nicht mehr aufrecht stehen konnte; der Mann, der uns heimgezogen hatte, mußte mich in die Wohnstube tragen.

Dort wurde ich sogleich unter die Behandlung von Wal-



dis Vater, dem Herrn des ganzen Hofes, genommen. Er verstand sich etwas auf die Arzneikunst.

Ein paar Mägde waren ihm behilflich.

Meine Kleider waren durch und durch naß. Ich wurde daher ausgezogen, abgetrocknet, massiert. in warme wolene Decken gehüllt und auf Waldis Bett gelegt.

Dann brachte man mir einen stärkenden Trunk: heißen Rum mit einigen Tropfen aus der Hausapotheke.

Es war ein großes Glas voll, und ich mußte es ganz austrinken.

Wie mich aber das brannte in meinem Innern! Es war mir, als hätte ich Feuer geschluckt. Das Blut stieg mir in den Kopf, und es sauste mir in den Ohren.

Dann wurde mir ein großes Eiderdaunenkissen aufgelegt.

Bevor ich einschlief, bat ich den Hausherrn, er möge auch Fidel, der sich neben meinem Bett niedergelegt hatte; etwas Warmes geben, und auch Grani möge man doch ja nicht vergessen.

Er versprach mir, für die beiden Tiere gut sorgen zu wollen.

Bald darauf fiel ich in einen wohltuenden tiefen Schlaf. —

Als ich am nächsten Morgen erwachte, erzählte man mir: Während ich schlief, sei von Akureyri ein Mann gekommen und habe sich nach mir erkundigt. Meine Eltern seien in größter Sorge um mich gewesen und hätten ihn sofort nach dem Sturm hergeschickt. Er sei selbst an meinem Bett gewesen, habe mich angesehen und sei dann am Abend noch nach Hause zurückgekehrt. —

Ich stand nun auf und fühlte mich sehr wohl: ich war vollständig wiederhergestellt.

Meinen zwei Leidensgefährten, Grani und Fidel, fehlte nicht das geringste; sie waren so frisch und munter, wie wenn nichts gewesen wäre.

Waldis Geburtstag wurde nachträglich in der schönsten, fröhlichsten Weise mit Schokolade und Kuchen gefeiert.

Am folgenden Tag kehrte ich, begleitet von einem Mann des Hofes, auf Ski wieder heim zu meinen Eltern.

Um die ganze Welt ist Nonni gereist und hat davon in seinen Büchern geschrieben (auf der einen Klappe des farbigen Umschlags sind sie alle aufgezählt). Aber von der Mongolei hat er nichts geschrieben. Eigentlich schade? Nein; denn da gibt es ein anderes Buch, das hat Fritz Mühlenweg geschrieben. Es handelt von zwei Jungen, Großer-Tiger heißt der eine und ist ein Chinesenbub, der andere ist Sohn eines deutschen Arztes in Peking und heißt Christian, auf Chinesisch Kompaß-Berg. Die Geschichte spielt in China, und es ist gerade Bürgerkrieg. Die beiden Freunde bekommen einen wichtigen Auftrag und müssen mit einem geheimnisvollen Brief und einem Lastauto quer durch die Wüste Gobi. Daß es da nicht ohne Gefahren und Abenteuer abgeht, ist klar. Es zeigt sich, daß Grünmantel ein Halunke ist; und was soll man wohl machen, wenn einem mitten in der Wüste das Auto gestohlen wird? Es gibt auch eine verschollene Stadt und einen verborgenen Schatz, und die Lama-Priester wissen, was in der Zukunft passiert. Aber erzählen kann man von diesem Buch nichts. Fritz Mühlenweg ist dreimal mit Sven Hedin in der Mongolei gewesen, und deshalb stimmt alles, was er schreibt; der alte Märin beispielsweise lebt noch heute, und den Räuberfürsten Dampignak hat Mühlenweg selbst besucht. Das Buch heißt:

**FRITZ MÜHLENWEG**

**In geheimer Mission durch die Wüste Gobi**

*Mit einem Geleitwort von Sven Hedin. 3. Auflage, Oktav, 764 Seiten  
Halbleinen 14.— DM*

Dasselbe Buch in zwei Bänden:

**Großer-Tiger und Kompaß-Berg**

*3. Auflage, Oktav, 372 Seiten, Halbleinen 7.80 DM*

**Null Uhr Fünf in Urumtschi**

*3. Auflage, Oktav, 402 Seiten, Halbleinen 7.80 DM*

In jeder guten Buchhandlung erhältlich

**VERLAG HERDER FREIBURG**